

Deutsche Zeitung

== Wochen-Ausgabe ==

PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.
für Oesterr.-Ungarn, Frankreich u. Italien: M. Dukes-Nachf., Annonzen-Expedition, Wien I., Wollzeile 9.

Redaktion und Expedition:
Libero Badaró Nr. 64—64-A. Caixa do Correio Y

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000 Ansland 20 Mark
Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Nr. 1

São Paulo, 29. Juni 1911

VII. Jahrg.

Parlamentsbericht aus der Bundeshauptstadt.

War im Senat die gestern von uns wiedergegebene Rede des Vorsitzenden der republikanisch-konservativen Partei, des Senators Quintino Bocayuva, das Ereignis der Berichtswoche, so war es in der Deputiertenkammer die Rede des Oppositionsführers, des Staatsrats Maciel, auf die ja auch Herr Quintino Bocayuva Bezug genommen hat.*) Herrn Maciels Rede war eine doppelte Ueberraschung, einmal, weil er noch das Wort ergriff, als gerade die Debatte über die Angelegenheit des Municipalrats von Rio geschlossen werden sollte, und zum anderen Male, weil sie inhaltlich völlig unerwartet kam. Wie man sich erinnern wird, war früher Herr Barbosa Lima Führer der Minorität. Er legte aber wegen Meinungsverschiedenheiten mit seinen politischen Freunden im Vorjahre das Amt nieder, gerade als die Wogen des Wahlkampfes am höchsten gingen. Die Opposition scharte sich damals um den Riograndenser Deputierten und übertrug ihm die Leitung. Herr Maciel sprach also nicht als einfaches Mitglied der Minorität, sondern als ihr Chef, als Vertreter ihrer Gesamtheit. Diejenigen, die sich mit seinen Erklärungen, seinen Theorien, seiner Art, die Dinge zu betrachten, nicht einverstanden erklären, werden fortan nur noch für eigene Rechnung reden, als Dissidenten der Minorität. Das ist es, was den Worten des Herrn Maciel ihre Bedeutung gibt, zumal in einem Augenblicke, wo jeder eine Stellung zu klären alles Interesse hat.

Herr Maciel lehnte in positiver und kategorischer Weise jede Gemeinschaft mit einer systematischen, blinden und bedingungslosen Opposition ab, die von der Regierung überhaupt nur redet, um sie in den Tod zu ziehen, die den Herrschenden a priori jede gute Absicht abspricht. Die Opposition, in deren Namen der riograndenser Deputierte sprach, ist anderer Natur: sie lehnt nicht jede Mitarbeit ab, sondern wacht über die Handlungen der Regierung.

*) In unseren gestrigen Bericht hatte sich statt des Namens Maciel irrtümlich der Name Moacyr eingeschlichen, was wir hiermit richtigstellen.

D. Red.

stellt sich ihr entgegen, wenn es sein muß, tadelt sie, aber immer ohne Gehässigkeit, immer bestrebt, dem Geiste der Anarchie, der wie Herr Maciel sagte, unglücklicherweise im Lande um sich frißt, keine neue Nahrung zuzuführen. Gegen diese Gefahr, die nach des Redners Worten nicht nur die Regierung, sondern auch die Opposition bedroht — denn niemand könne voraussehen, wie weit die Anarchie gehen werde, wenn sie erst zum Ausbruch kommt —, gegen diese Gefahr fand er keinen anderen Ausweg, als daß die Wohlgesinnten sich um die Autorität scharen und den gemeinsamen Feind bekämpfen, den Austrag ihrer Meinungsverschiedenheiten auf später verschiebend. Die Tätigkeit einer solchen maßvollen Opposition ist natürlich mit der Wohlfahrt des Landes nicht nur verträglich, sondern ist sogar eine Notwendigkeit. Wir haben sie an dieser Stelle bekanntlich oft gefordert und begrüßen daher die Erklärungen des Führers der Minderheit mit aufrichtiger Freude.

Zieht man die Konsequenzen aus Herrn Maciels Rede, so ergibt sich zu nächst, daß der Führer des stummen Kampfes müde ist, der seit langem schon die Opposition entzweit, und daß er sich entschlossen hat, die offene Trennung herbeizuführen. Die konstitutionelle, gemäßigte Opposition, die von Herrn Maciel geleitet wird, will also auch äußerlich nichts mehr mit der maßlosen, revolutionären Opposition zu tun haben, der es zwar an Soldaten fehlt, die aber im Senat über die Stimme des Herrn Ruy Barbosa in der Kammer über die Stimme des Herrn Barbosa Lima und in der Presse über den „Correio da Manhã“ und das „Seculo“ verfügt. Das letztgenannte Blatt hat noch vor drei Tagen ein hervorragendes Mitglied der gemäßigten Opposition, Herrn Pedro Moacyr, angegriffen, weil er im Kampfe gegen die Regierung lau sei, und das, obwohl Herr Moacyr diese Regierung als ungesetzlich bezeichnet hatte. Man kann sich also vorstellen, was man vom revolutionären Flügel der Opposition zu erwarten hat!

Die Meinungsverschiedenheit zwischen dem Führer der Kammerminderheit und Herrn Ruy Barbosa, die schon lange infolge der Zurückhaltung des ersten vermutet werden konnte, liegt jetzt offen zutage. Herr Maciel nimmt folgende Haltung ein: er ist anderer Ansicht als die Mehrheit, er

kennt aber an, daß sie regiert; er wünscht sie umzustimmen und aufzuklären, aber er beabsichtigt nicht, sich zu ihrem Herrn aufzuwerfen; vor allem hält er es für gefährlich, nicht für die Regierung, aber für das Land, eine Agitation zu nähren, die den Geist der Anarchie zum Ausbruch bringen könnte in einem Lande, „in dem das Prinzip der Autorität so erschüttert ist, daß niemand mehr befiehlt und niemand gehorchen will“. Die Haltung des Kandidaten der Augustkonvention ist völlig entgegengesetzt. Er trägt in seinen Reden keine Doktrinen vor, sondern er bekämpft die Regierung und den, der sie ausübt, und die Partei, die ihn stützt, und sogar das Land, das ihn „erträgt“, bis aufs Messer. Auf der Rednerbühne wie in der Presse ist der Ton derselbe: ein kriegerischer Ton, ein Schwanken mit der roten Fahne, ein Aufruf zum Kampfe. Seine Worte möchten die Instinkte des Volkes gegen alles Bestehende aufstacheln, indem sie die gegenwärtigen Zustände als Unterdrückung und Tyrannei, als Schmach und Schande hinstellen. Das sind dieselben Mittel, ist dieselbe Form, mit der man überall und zu allen Zeiten den Geist der Anarchie heraufbeschwor, den Herr Maciel als die größte Gefahr für das Land bezeichnet und zu dessen Bekämpfung er die Wohlgesinnten auffordert, die Erledigung ihrer Meinungsverschiedenheiten zu vertagen und sich um die wenigen Stellen zu scharen, an denen noch das Prinzip der Autorität verteidigt wird. — Einen größeren Zwiespalt zwischen dem Verhalten Ruys und dem Verhalten des Führers der Minderheit kann man sich wohl nicht denken!

Uebrigens war die Trennung naturnotwendig. Der ganze sogenannte Zivilismus des Herrn Ruy Barbosa war doch nur die Ausgeburts persönlicher Illusionen und Launen und Verstimmungen, die nachher künstlich vergrößert wurden durch die Neigung zur Insubordination und zur Indisziplin, die im Volke systematisch genährt wird durch eine Presse, die von der Agitation, der Sensation, dem Kampfe lebt. Als dann aber die Wahlen für den Marschall Hermes entschieden hatten, da standen diejenigen, die im „Zivilismus“ gearbeitet hatten, vor der Alternative: Unterwerfung oder Revolution. Wirklich zivilistisch war es, sich dem Gesetz und der zwar gegnerischen, aber rechtmäßigen Autorität zu unterwerfen, die Verfassung und die Prinzipien der Ordnung zu achten. Außerhalb dieser Möglichkeit, die Herr Maciel so klar darlegte, gibt es nur noch eins: die Revolution, die im vorliegenden Falle das Gegenteil von Bürgertugend wäre. Der Führer der Minderheit weiß nämlich ganz genau, daß dem „Zivilismus“ die Elemente für eine erfolgreiche Staatsumwälzung fehlen und daß der Aufruhr nur Zerrüttung und Elend über das Land brächte. Und da mit Herrn Maciel die wichtigsten Elemente der Opposition gehen, namentlich auch die Deputierten von S. Paulo, das auch in diesem Falle das Beispiel gesunder Realpolitik gibt, und die Dissidenten aus Rio Grande do Sul, so muß man jene Rede der reinlichen Scheidung als ein wichtiges Ereignis in der Entwicklung unserer parlamentarischen Verhältnisse buchen.

Coronation - Day.

Heute findet in der altherwürdigen Abtei von Westminster die feierliche Krönung Georgs V. zum

König von Großbritannien und Irland statt. Als vor wenigen Jahren sein Vater, König Eduard VII., gekrönt wurde, da wirkte das Ereignis mit dem ganzen Reize der Neuheit auf das englische Volk, denn von denen, die einer früheren Krönung beigewohnt hatten, lebte 1902 wohl keiner mehr, hatte doch Königin Victoria den englischen Thron seit 1837 innegehabt. Diesmal folgen die Krönungen einander schnell: die Regierung des Vaters des jetzigen Königs war nächst derjenigen Wilhelms IV. (1830 bis 1837) die kürzeste seit der „glorreichen Revolution“ von 1688. Die kürzeste, jedoch nicht bedeutungslos, denn sie brachte England durch die siegreiche Beendigung des Burenkrieges ungeheuren Land- und durch den Ausgang des russisch-japanischen Krieges ungeheuren Machtzuwachs.

Und trotzdem ist das Erbe, das Eduard VII. seinem Sohne hinterlassen hat, nicht leicht zu verwalten. Nach außen droht das Wiedererstarken Rußlands, das seine aktive Politik in Asien wieder aufgenommen hat, droht die Gärung in Indien und der Panislanismus, das Erkalten der Beziehungen zu Japan und das Selbständigkeitsbestreben einzelner Kolonien mit erusten Schwierigkeiten. Und im Hintergrunde lauert eine andere, größere Gefahr, der Imperialismus der Yankees, die sich zu Herren des Stillen Ozeans machen möchten, was trotz aller äußerlichen Freundschaft von heute notwendig in der Zukunft zu einem Zusammenstoß zwischen den beiden großen angelsächsischen Reichen führen muß.

Vielleicht noch schwieriger sind die Verhältnisse im Innern. Irland, das im Jahre 1800 seines selbstständigen Parlaments beraubt wurde, verlangt gebieterisch sein Recht zurück. Bekanntlich ist es in einem vollen Jahrhundert dem guten Willen der Liberalen nicht gelungen, den Iren das „Home rule“ zurückzugeben, selbst ein Gladstone ist daran gescheitert. Jetzt steht die Frage wieder zur Diskussion, und es hat fast den Anschein, als sei ihr diesmal eine Lösung beschieden. Daneben geht der Kampf zwischen Oberhaus und Unterhaus, ein Kampf, der Jahrhunderte alt ist, eigentlich schon seit dem Jahre 1265 währt, als unter Heinrich III. zum ersten Male Städtevertreter und Grafschaftsritter zur Teilnahme an den Beratungen berufen wurden. Mit wechselndem Erfolge geführt, hat dieses Ringen doch im allgemeinen eine Zurückdrängung der Lords im Gefolge gehabt, und eben jetzt soll der entscheidende Schlag geführt werden, der die Herrschaft der „Gemeinen“ endgültig befestigt. Neben diesen beiden großen Fragen stehen die anderen, wie der Streit um Freihandel und Schutzzoll, der Ausbau der Sozialgesetzgebung und die Umgestaltung der Landesverteidigung vorläufig noch zurück. Doch sobald jene gelöst sind, werden sie in den Vordergrund treten.

Diese kurze und unvollständige Skizze läßt erkennen, daß es nicht unberechtigt ist, wenn wir eingangs sagten, die Verwaltung des Erbes Eduards VII. sei nicht leicht. Zwar gilt in England der Grundsatz: „Le roi règne, mais il ne gouverne pas“, aber dieses Prinzip von der theoretischen Regierung des Königs ist zu einem guten Teil selber Theorie. Um von früheren Zeiten nicht zu reden, sei nur daran erinnert, daß sowohl die Königin Victoria als auch König Eduard VII. durchaus nicht passiv verblieben, sondern stets in die Politik eingegriffen haben, allerdings nicht direkt, sondern unter sorgfältiger Wahrung der wohlthätigen Fiktion der Ministerver-

antwortlichkeit und der Parlamentsherrschaft. Die auswärtige Politik während der Regierungszeit Eduards VII. war sogar ganz ausschließlich dessen Werk, wie ja schon der Burenkrieg sein Krieg gewesen war. Nichts ist also irriger, als wenn man England als eine Republik mit monarchischer Spitzendekoration ansieht! Sicherlich ist es eine konstitutionelle Monarchie, aber eben doch eine Monarchie.

Daher ist es für die Geschichte Englands durchaus nicht gleichgültig, ob auf dem Throne eine politisch befähigte Persönlichkeit oder eine staatsmännische Null sitzt. Und daher ist der Krönungstag des fünften Georg für das größte Weltreich, das die Geschichte je gesehen, nicht nur eine Gelegenheit zur Entfaltung höfischen und militärischen Gepranges, sondern auch ein Tag ernster Wünsche. Allengland wünscht und hofft, daß sein König ein guter und kluger Herrscher sein möge, ein Mehrer des Reiches an Ansehen nach außen und an Festigkeit und Kraft im Innern. Wir Deutschen schließen uns gern diesen Wünschen an. Zwar bestehen mancherlei Differenzen zwischen den beiden Völkern, hervorgerufen durch die Herrschsucht einer gewissen Partei in England und gefördert durch die Fehler deutscher Politik. Aber diese Zwistigkeiten haben ihren Höhepunkt überschritten und der gute Wille zur Verständigung greift auf beiden Seiten immer mehr Platz. Man erinnert sich der gemeinsamen Abstammung, der gemeinsamen Kultur, der gemeinsamen Weltanschauung. Man beginnt zu begreifen, daß die Vorherrschaft des Germanentums auf der Erde nur dann von Bestand sein kann, wenn die Völker germanischer Rasse zusammenhalten, einzusehen, daß es für das Glück der Nationen förderlicher ist, die geistige Gemeinschaft zwischen Angelsachsen, Süd- und Nordgermanen zu hüten und zu erweitern, als um Exportziffern und Tonnengehalt sich zu bekämpfen. Wir wünschen und hoffen, daß der Herrscher, der heute mit den Kronen des britischen Weltreiches gekrönt wird, von derselben Gesinnung beseelt ist, und in diesem Sinne stimmen wir ein in das

God save the king!

Stimmen aus der deutsch-brasilianischen Presse.

Die „Deutsche Zeitung“ (Porto Alegre) veröffentlicht eine höchst interessante, mit den Initialen D. C. R. v. S. gezeichnete Artikelserie „Der Wald und sein Einfluß nach der Lage“. Wir entnehmen daraus die folgenden Ausführungen, die auch die Beachtung der Landwirte anderer Teile Brasiliens verdienen:

„Es wird niemand bestreiten, daß der Wald den größten Einfluß auf die Triebkraft und Zeugungsmächtigkeit der Erde hat. Für den Landwirt ist es aber von größter Wichtigkeit zu wissen, daß die Lage des Waldes auf und zu seinem Besitztum einen sehr verschiedenen Wert bedingt, indem sie eine sehr verschiedene Wirkung auf seine Ländereien üben kann. So fassen wir diesen Punkt näher ins Auge.

Je höher der Wald liegt, je dichter und ausgehnter alle hochragenden Berge, die höchsten Gebirge von Wald bedeckt werden, desto weiter reicht

der Waldeinfluß mit seinen segenbringenden Folgen für alles tiefer liegende Land; alles tiefer als der Wald Liegende wird von diesem günstig beeinflusst, gewissermaßen befruchtet, zur Produktion getrieben. Je mehr der Wald in höheren Lagen der Ackersländereien nahe liegt, desto größere Triebkraft wird er auf sie äußern und ähnlich wirken, als hätten die Aecker eine Düngung erhalten; es wird da das Land fortdauernd bereichert. Auch auf alle Gewässer erstreckt sich im gleichen Sinne die Wirkung des Waldes, in Flüssen, Teichen, Seen wird der Fischreichtum durch den nahen Wald höchst vorteilhaft beeinflusst sowohl bei Vermehrung wie bei Ernährung der Wasserbewohner. Dieser Einfluß erstreckt sich selbst auf die Küsten der Meere; nackte Seeküsten sind fischarm, bewaldete Seeküsten sind stets fischreich gewesen.

Der tieferliegende Wald wird auf nahes Ackerland, welches höher gelegen ist, die entgegengesetzte Wirkung üben; er wird den Acker nicht bereichern, sondern mit der Zeit mehr und mehr verarmen. So wunderbar das erscheinen muß, so ist es doch begreiflich: Das Wurzelwerk des Waldes saugt auch aus höher gelegenen Stellen und Gegenden die Nässe an sich, die Luft dringt in den leergewordenen Raum ein und verursacht eine schnelle Zersetzung des Bodens, zumal eine schnellere Oxydation (Verbrennung) der Kohlenbestandteile, welche die Hauptnährstoffe der Pflanzen sind und der Hauptsache nach den Pflanzenkörper bilden, andererseits als Humus die mineralischen Nährstoffe der Pflanzen zur Lösung bringen.

Will man seinen Aeckern die Wohltaten des Waldeinflusses zu gute kommen lassen, so lege man sie stets tiefer als der Wald liegt, oder lege bzw. belasse den Wald stets auf den höchsten Stellen, auf den Kuppen und steilen Hängen der Berge. Wo diese schon kahl sind, gehören Bäume hin, und wenn es kleine Gruppen von Obstbäumen sind.

Wo man im jungfräulichen Walde neue Rodungen vornimmt, um Weiden oder Ackerland zu schaffen, da ist es zu Anfang oft recht rationell, erst die höherliegenden Stellen von Strauch und Bäumen zu säubern, da sie trocken genug liegen, um dem Landbau zu dienen, während die tieferen Lagen unter Nässe leiden, oft sumpfig sind und sich zunächst für den Anbau der Kulturgewächse nicht eignen. Man wird durch einige Jahre hindurch hier gute Ernten machen und die aufgewandte Arbeit belohnt finden; mit der Zeit wird sich aber der Zustand einstellen, der oben besprochen wurde, daß nämlich das Bergterrain zu trocken wird; der Humus verschwindet, der Boden verarmt, während auf den tiefer gelegenen Lagen die Nässe sich verzogen hat, der Boden trockner geworden ist, die Triebkraft für den Pflanzenwuchs ungleich mächtiger sich zeigt, als in den oberen Lagen. Da ist es Zeit, eine Aenderung der Bewirtschaftung des Landes vorzunehmen; da ist der Zeitpunkt gekommen, wo es angezeigt ist, die tiefer gelegenen Lagen der Ackerbebauung zu eröffnen und die hochgelegenen ausgenutzten Felder wieder durch Waldanlagen zu beleben. Anstatt aber den wilden Naturwald aufkommen zu lassen, bepflanze man diese Höhenlagen mit Obst- oder Nutzbäumen, und man wird bald diese Aenderung der Bewirtschaftung sehr reichlich belohnt finden, indem die tieferen Lagen durch den oberen Baumwuchs dauernd gleichmäßig befrucht-

tet werden, während man von den Baumpflanzungen auf den Höhen alljährlich mühelosen Nutzen an reichen Obsternten erzieht, welche sich mit jedem Jahre steigern und dabei für das Groß- wie Kleinvieh vorzügliche Weiden und Tummelplätze hergeben.“

Ueber die Gewerbeschule in Porto Alegre, die unter der Leitung ihres Direktors Herrn Dr. Lüderitz in der letzten Zeit einen beachtenswerten Aufschwung genommen, schreibt man dem „Deutschen Volksblatt“ (Porto Alegre) aus Architektenkreisen: „Uns sind die besten Gewerbeschulen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz aus eigener Anschauung bekannt und wir können daher versichern, daß die hiesige Staatsgewerbeschule unter all den bekannten eine ehrenvolle Stelle einnimmt. Das Institut ist in seiner grundsätzlichen Organisation zielbewußt und mit guter Fachkenntnis angelegt. Vom einfachsten volkstümlichen Schulunterricht bis zur vollendeten Ausbildung der Gehilfen in den verschiedenen Gewerben ist bestens gesorgt. Durch sachverständige und tatkräftige Leitung, gute Lehrkräfte, Hilfsmaschinen in bedeutender Anzahl, welche von den bewährtesten Firmen bezogen sind und auf der Höhe der Zeit stehen, durch gute moderne Modelle und Zeichnungen, ist ein fortschrittlicher Unterricht auf gewerbetechnischem Gebiete in der Anstalt gesichert. Die vielen vorhandenen und die bereits ausgeführten Aufträge, wie auch die Uebungsarbeiten der Schüler, geben ein lebendiges, treffliches Zeugnis von dem regen und systematischen Leben der erst so kurze Zeit bestehenden Schule. Es ist des weiteren einleuchtend, welchen Nutzen die Anstalt für die hiesige Ingenieurschule hat, indem den Studenten dieser Hochschule Gelegenheit geboten ist und, wenn wir nicht irren, dieselben sogar unbedingt verpflichtet sind, in den ihr spezielles Fach betreffenden Gewerben zu arbeiten, um die rein praktische Arbeit neben der theoretischen üben zu können. Dadurch steht zu hoffen, daß der in der hiesigen Ingenieurschule gebildete Ingenieur als Leiter des praktischen Schaffens in diesem Lande seiner Aufgabe künftig voll und ganz genügen können wird. Für die technische Ausbildung ist so in guter Weise gesorgt. Schwieriger allerdings gestaltet sich die ästhetische Seite des Unterrichts. Der Schönheitssinn des Menschen strebt mächtig nach Neuem. Welches ist aber das Grundgesetz der Schönheit? Schwerlich hat ein Laie eine Ahnung von der schweren Aufgabe, welche in dieser Frage für den selbständig wirkenden Lehrer enthalten ist. Doch mögen auch die Schwierigkeiten einer modernen ästhetischen Schulung an der Anstalt noch groß sein, so darf man doch den Mut nicht sinken lassen. Es fehlen noch Glieder am Leibe der Schönheit, wenn man so sagen darf, und diese immer in würdiger und individueller Art einzusetzen, ist eben die Aufgabe der berufenen Lehrer, damit der schöne Spruch zu vollem Ausdrucke komme: „Kunst und Gewerbe ist des Landes Stärke.“ Zum Schlusse sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß der Unterricht in der Gewerbeschule (Instituto Technico Profissional) in Porto Alegre unentgeltlich ist, es also allen Eltern freisteht, ihre Kinder etwas Tüchtiges lernen zu lassen.“ — Fürwahr, ein ehrenvolles Zeugnis nicht nur für die deutsche Leitung, sondern auch für jenen Staat, der sich vom engherzigen Nativismus freigemacht hat und zielbewußt das prächtige Material,

das ihm in seiner deutschen Bevölkerung zur Verfügung steht, in den Dienst seines Fortschritts und seiner Größe stellt.

Berliner Brief.

Berlin, den 26. Mai 1911.

Berlin wandelt sich bald hier, bald dort in jeder Woche. War man nur zehn Tage von ihm entfernt, so kommt man sich bei der Wiederkehr beinahe wie der alte Riest von Winkel vor, der sich nach seinem Erwachen kaum noch auskennt an dem altgewohnten Ort. Ganz so schlimm ist es nun freilich nicht; aber überall sieht man klaffende Lücken in den Straßen, in welchen man zwei Wochen früher noch gar nicht so alte Häuser stehen gesehen hat, und erfährt von neuen, höchst sehens- und hörenswerten künstlerischen Ereignissen, die sich in der Zwischenzeit ohne unsere Anwesenheit dabei und Teilnahme daran vollzogen haben. Aber niedergerissen und fortgeschafft wird das Aeltere doch nur, damit Neues, den Forderungen des neuen Geschlechts Angemessenere dafür entstehe. Eine der großartigsten Wandlungen und Neuschöpfungen war gerade während dieser Tage meines Fernseins von Berlin zum letzten Abschluß gebracht worden, und ich konnte vorgestern noch der feierlichen Eröffnung des Neugeschaffenen beiwohnen. Es sind die Neubauten im Zoologischen Garten, die am Donnerstag nachmittags um 4 Uhr in Gegenwart dreier Minister und aller Herren des Vorstandes der Gesellschaft Zoologischer Garten mit einem festlichen Akt mit Musik und Reden feierlich eingeweiht wurden. Es leben heute gewiß außer mir nur noch sehr wenige Menschen in Berlin, die das Werden und Entstehen dieses lehr- und genußreichen Instituts in seiner Entwicklung, seiner jetzigen glorreichen und großartigen Gestalt und Inneneinrichtung auf allen Stufen miterlebt und beobachtet haben und darüber so genau Bericht abstatten könnten, wie der Schreiber dieser Zeilen. Schon während vier Jahren vor der Umwandlung dieser prachtvollen, wild verwachsenen „Fasanerie“ in einen Zoologischen Garten unter Friedrich Wilhelm IV. durch Professor Lichtenstein habe ich mit anderen Ateliergenossen hier Landschaftsstudien nach der Natur gemacht, ehe nur einer von uns ahnte, zu welcher großen Mission dieser reizende Fleck Erde bestimmt sein würde. Immer wieder seit der ersten Begründung ist diese Waldregion, zwischen deren alten prachtvollen Eichen, Kiefern und Birken sich die Ranken des wilden Hopfens gleich Lianen des Urwaldes schwangen, gründlichen Umgestaltungen unterzogen wurden, um sie zu einem immer schöneren Park zu verwandeln, die ersten armseligen Tierhäuser durch phantasie-, schönheits- und charaktervolle, ihren Bewohnern heilsamere Tierpaläste zu ersetzen. Die neue landschaftliche Erscheinung, die Verwandlung der alten, etwas gar zu schlichten, primitiven Gestalt in einen prächtigen Park mit Seen und Hügeln empfing der „Zoo“ vor 42 Jahren unter der Direktion des Direktors Bodinus. Und damals auch war es, daß er durch diesen zugleich zu einem Sammelplatz der besten Berliner Gesellschaft, der vornehmsten und elegantesten Welt gemacht wurde, die während der Donnerstag-Kon-

zerte hier ein mondänes Schauspiel aufführte, das damals kaum seinesgleichen in ganz Berlin hatte. Die ersten Baumeister, wie Ende und Böckmann, später Kayser und von Großheim wurden mit der Ausführung neuer monumentaler Tierpaläste und zugleich eines großartigen Konzert- und Festsaales mit vorliegenden gedeckten Veranden beauftragt, während früher nur ein bescheidenes, aber höchst malerisches Wirtshaus unter den schönsten und ältesten Baumgruppen des Gartens den Besuchern einen gastlichen Aufenthalt, einfachen Trank und Speise bot. Die heutige „Waldschänke“ auf demselben Platz inmitten des Gartens erinnert noch einigermaßen an jene ursprüngliche und doch so traumliche Schänke. Mit der Erweiterung und Verschönerung der Park- und Restaurationsräume ging die Bereicherung der Sammlung lebendiger Lebewesen von allen Gattungen Hand in Hand. Die gefangenen Bewohner bewiesen einen, bei solchen ziemlich ungewohnten, rühmlichen Eifer, der Mahnung Folge zu leisten: seid fruchtbar und vermehrt euch. Der Berliner Zoo wurde zu einem der an gesunden und exotischen prächtigen Tieren aller Gattungen reichsten Gärten der Erde. Seinen exklusiven gesellschaftlichen Charakter hat er freilich mehr und mehr eingebüßt. Seit er nicht mehr weit von Berlin, wie ursprünglich, sondern so recht mitten in der neuen Großstadt gelegen ist, wo zu ihm die mannigfachsten Verkehrswege für wenige Groschen auch aus den fernsten Quartieren hinführen, ist er eins der populärsten Vergnügungsinstitute und der großartigsten Kinderspielfläche geworden. Nirgends kann es das kleine Volk während aller Tage des Jahres so gut haben wie hier; soviel Gutes, Belehrendes, Nützliches und Erfreuendes sehen und zu hören bekommen, sich so frei tummeln und so wohl gesichert vor allen bösen Einflüssen und allen Störungen und Behinderungen des fröhlichen Spiels bleiben wie hier. Aus den einstigen Donnerstag-Konzerten sind die täglichen geworden, die von zwei Kapellen ausgeführt werden; und Tausende und aber Tausende halten während der Nachmittagsstunden jeden Tages alle Plätze unter den Bäumen, auf den offenen Terrassen und den bedeckten Veranden besetzt. Auch der Vorstand ist, wie der Doktor Faust, noch immer „unbefriedigt jeden Augenblick“. Unser Vaterland braucht nicht mehr größer zu sein, aber die Fest- und Restaurationslokalitäten des Berliner Zoologischen Gartens mußten es werden, und zwar in einem alles Erwarten weit überbietenden Stil und Verhältnis. Die alten Veranden vor der Nordseite schlossen an ihrem Ostende ab. Die daran stoßende Ostseite wurde von den großen umgitterten Adler- und Geierhäusern eingenommen, an die sich dann wieder weiter nach Südwesten hin die auch erst vor etwa zwei Jahrzehnten erbauten Kaffeehäuser anschlossen. Diese Häuser sind hinweggenommen und damit Raum gewonnen für einen großartigen Neubau von langen mehrestöckigen Restaurationssälen, deren allerschönste zu oberst unter dem seitlich offenen Dache liegen, mit breiten unbedeckten Veranden davor, an die sich dann an der Nordosteecke ein gewaltiger Fest- und Konzertsaal schließt.

In dem vor zweieinhalb Jahren vom Vorstande ausgeschriebenen Wettbewerb um die Ausführung dieser neuen Anlage haben die Herren Jürgensen und Bachmann den ersten Preis und den Auftrag

zum Bau erhalten. Was sie geschaffen haben, kann nur in jeder Hinsicht als höchst gelungen bezeichnet werden. Ein neues Portal an der Ostseite der Gartenmauer, das „Adlerportal“, bildet einen neuen Zugang zu dem Garten und so auch den zu den rechts davon gelegenen neuen Räumen, zu denen man über einige Stufen steigend gelangt; zunächst zu dem höchst behaglichen einfach eleganten Restaurationssaal mit seinen breiten Fenstern an der Westseite, seinen Pilastern und Pfeilern, die mit grauweiß glasierten Terrakotten bekleidet sind, mit der zartfarbigen Stoffbespannung der Wände oberhalb der weißen lackierten Paneele, und dem Herder an der flachen Decke angebrachten kleinen elektrischen Lampen. In seiner Fortsetzung nach Norden hin erreicht dieser lange Saal den Vorraum des großen Festsaales, welcher zehntausend Personen (für 8000 sind Sitzplätze) bequem aufnehmen vermag. Ein Tonnengewölbe spannt sich über den großen schönen Raum, dessen Langwände jede durch drei flache Pilasterpaare aus gelbrötlichem Marmor gegliedert werden, die Gewölbgurten darüber sind mit feierlich stilisierten Bildern der Musen von Julius Klinger (nicht zu verwechseln mit Max!) farbig dekoriert. Balkons in vier Abteilungen ziehen sich dazwischen hin, durch Rundbogen überwölbt.

An beiden Schmalseiten vertiefen sich mächtige Nischen, deren nordwestliche für das Orchester bestimmt ist. Vor der westlichen erhebt sich ein am Nachmittag des 24. reich mit Blumenarrangements geschmückter Aufbau, der mit einer kolossalen Bronzestatue des Kaisers gekrönt ist. Zur Rechten und Linken davon führt je eine Freitreppe zu dem Balkon in der Nische hinauf. Ebenso wie alle Seiten-Balkone und alle Sitzreihen im Erdgeschoß war er mit einer eingeladenen eleganten Gesellschaft dicht besetzt. Am Fuße des Aufbaues und der Stiege hatten die Herren des Vorstandes ihre Plätze eingenommen. Der Minister des Kultus, der Justiz und der Finanzen waren der Einladung gefolgt; eine große Zahl der bekannteren namhafteren weiblichen und männlichen Persönlichkeiten der Berliner Gesellschaft, die noch nicht durch den sommerlichen Auszug aus der Hauptstadt in ferne Weiten geführt sind, waren auf den Sitz- und Stehplätzen versammelt. Die Balkone jeder Seite sind an ihren Brüstungen mit ganz hübschen Reliefdarstellungen von Putten geschmückt. Der ganze weite Raum macht durch seine Verhältnisse wie durch die Farbengebung und den gesamten plastischen und malerischen Schmuck den Eindruck eines in sich harmonischen, fein abgestimmten Ganzen. Das Vorspiel der „Meistersinger“, vom Orchester in der Westnische ausgeführt, eröffnete die Feier. Der Vorsitzende des Aufsichtsrates und Aktienvereins, Geheimrat Lukas, hielt auf dem Katheder unterhalb der Kaiserbüste stehend die Rede, in der er die Geschichte, den Verlauf und die Ausführung des neuen Unternehmens schilderte, um mit einem Hoch auf den Kaiser zu enden. Der Kultusminister Trott zu Solz folgte mit einer Rede, welche die kulturelle Bedeutung des Zoologischen Gartens seinen Hörern darlegte, der Geheimrat Oberbaurat Exzellenz Hinkeldey erzählte dann in einem längeren Vortrag die Geschichte des Zoologischen Gartens und seiner Baulichkeiten seit der Gründung durch Friedrich Wilhelm IV. vor nun 66 Jahren. C. M. von Webers Jubelouvertüre, vom Orchester angestimmt, schloß die Feier. Die Menge

sich in den angrenzenden Speisesälen, in erteilte, in die bereits den ganzen Garten en Veranden. en und strömte, die Menge der Alltagsbesu- enstühle besetzt haltend. Die westlich der Verbindung der steht nun in unmittelbarer Nähe der älteren, die frühere Schwierigkeit für die in Veranda. Die Bedürfnis fühlten, in die- gen, die das dringende unmittelbaren Ausblick auf en Veranden mit den der Terrassen beim trauli- en Garten im Rücken und roten Schirmen an den ehenden Licht der Lampen mit zu soupieren, einer lumengeschmückten Tischehen, die immer beseitigt plat zu finden, dürfte nun wohl ein.

Von all dem prächtigen reichen Tier- und Fels- en Häusern innerhalb der Umzäunungen, die kaum öhlen des Gartens beweisen augenblicklich, wie andere Lebewesen eine gleiche Anziehungskraft auf die vier kleinen Löwen, die frei, aber durch Draht- gitter von den Zuschauern abgegrenzt, auf dem Gras- und am Rande des kleinen Teiches sich tummeln und gleich kleinen lustigen Menschenkindern oder jungen Kätzchen und Hunden miteinander ihre halb läppischen, halb graziösen Spiele treiben, sich um- armen, ins Gras werfen, beknabbern, ohrfeigen, zum jauchzenden Vergnügen der ihnen begierig zuschau- enden Kleinen. Auch einen neuen monumentalen künstlerischen Schmuck hat der Garten in seinem westlichsten Teil nahe dem Elefantenhause erhal- ten in einer kolossalen Bronzegruppe des Bildhauers Levis. Die Bronzestatue eines nackten griechischen Heros, eines Jason, der — das Haupt mit vergol- detem antikem Helm bedeckt — mit der Rechten einen wilden, hoch bäumenden und vorwärts stre- benden, starken Stier, mit der Linken einen tük- kisch das Haupt senkenden mit gewaltiger Anspan- nung aller Kräfte seines muskulösen athletischen Körpers nach seinem Willen bändig und zurück- hält; einem rühmlichen Werk, das von großer Be- gabung, solidem Können und gründlichem Studium der Menschen- wie der Tiergestalt zeugt.

Von den künstlerischen Ereignissen der letzten Woche verdienen vor allem diejenigen hervorgeho- ben zu werden, welche uns durch die in der „Komischen Oper“ eröffnete italienische „Sta- gione“ zu schauen und zu hören geboten wurden. Direktor Gura hatte das hohe Glück, zwei Künstler von gleich außerordentlicher Macht und Herrlich- keit der Begabung für einige Vorstellungen zu ge- winnen, den Italiener Amato und den Russen Bakla- noff, beide in vollster männlicher Jugendkraft und vornehmer Schönheit strahlend und beide mit einem dramatischen Genie, einer Stimmgewalt und einer Gesangkunst ausgestattet, wie man sie gar nicht mehr in unserer Zeit an einem Sänger zu erleben gehofft hatte. Die Darstellungen beider wechselten miteinander. Baklanoff sang den Rigoletto und schien damit durch Darstellung und Gesang das Höchste, Unvergleichlichste geleistet, erreicht und gewirkt zu haben, Amato hatte den René in Verdis „Masken- ball“ gewählt. Als ich das Glück hatte, ihn zu se- hen und dieser wunderbare Gesang, diese Stimme, welche den Tönen eines von Meisterhand gespielen Cellos gleicht, mit süßer Gewalt in meine Ohren drang, mußte ich mir sagen, etwas Größeres und Schöneres an Gesang und Darstellung einer Bariton- rolle hast du, so alt du bist, doch noch nicht ge-

nossen! Beide Künstler haben auch in der Rolle des Polizeichefs in Puccinis „Tosca“ konkurriert und beide mit gleich enormem Erfolg. Auch die musikkritische Presse findet keine anderen Worte als die der unbedingten Bewunderung des schlechthin Vollkommenen, das uns hier geboten worden war. Sehr wirksam sind beide Künstler in den Tenorrollen beider Opern durch den der Komischen Oper verpflichteten Nadoloviez als Darstel- ler des gemarteten Geliebten Toscas und ebenso Amato durch ihn im „Maskenball“, wo er die Ge- stalt des Gouverneurs in ihrem ganzen schauspie- lerischen und musikalischen Charakter vorzüglich echt herausbrachte, unterstützt worden. Einmal ist auch seiner Stelle in „Tosca“ übrigens auch der neue Stern des Tenorgesanges Jadowker aufgetreten, der nun wie es scheint, dauernd für die königliche Oper gewonnen ist, hat er doch mit Lola Artot in den „Königskindern“ den Prinzen gespielt und gesun- gen. Ich lernte seinen Gesang und seine Darstel- lungskunst bereits neulich in Wiesbaden kennen, wo er in der „Weißen Dame“ als George Brown und in der „Stummen von Portici“ als Nasamiello auf- trat. Auch einen solchen Tenor wie a Kunstgenos- sich nicht unter seinen deutschen. Er schien sen jemals gesehen und gehört zu haben. Er deut- uns alles Zeug dafür zu besitzen, sich zu einem deut- schen Caruso zu entwickeln. Die Stimme ist von wundervollem Schmelz, Schönheit, kraftvoller Ge- sundheit, der glückliche junge Besitzer schlank und fein gewachsen, temperamentvoll und von allgewin- nender Liebesswürdigkeit; ihn zu hören war ein so vollkommener Genuß, wie ich nie gehofft hatte, noch einmal nach Caruso von einem Tenor mir be- reitet zu erhalten. Der unaufhaltsame Strom der Zeit und des Lebens bringt noch immer wieder Erleb- nisse, Ereignisse, Eindrücke mit sich, die den Men- schen, hätte er auch das volle Recht und manchen Grund, sich lebensmüde zu fühlen, doch — ähnlich wie jedes der ewig gleichen und doch immer neuen Wunder jedes Frühlings und Sommers — zu dem Selbstbekenntnis nötigen: es ist doch ganz hübsch, daß du auch das noch zu sehen, hören, erleben und genießen bekommst.

Eine wenig erbauliche dramatische Novität wurde als letzte dieser Spielzeit am Mittwochabend dem Publikum des Deutschen Theaters vorgeführt: eine bereits auf das Alter von hundert Jahren zurück- blickende blutrünstige phrasenreiche Jambentragö- die des von den Ungarn als eine Art magyarischer Schiller verehrten Dichters Josef Katona, „Bank- ban“; die große Popularität und Berühmtheit, die sie im Vaterland des Verfassers trotz ihrer Rohheit, Hohlheit und dem Schwulst ihrer Sprache genießt, dankt sie zum großen Teil dem darin bekundeten und zum pomphaften deklamatorischen Ausdruck ge- langenden leidenschaftlichen ungarischen National- gefühl und patriotischer Stolz, und da mit den Kund- gebungen dieser Gefühle zugleich die des giftigen Hasses auf die Deutschen verbunden ist, die Deutsch- land entstammenden Personen des Dramas sind die Königin, ihr wüster, franenschänderischer Prinz und ihr schuftiger Berater — die einzigen Vertreter aller Niedertracht, Laster, Bosheit und Gemeinheit sind, so muß die Dichtung ihres Nationalpoeten unseren lieben Freunden und Verbündeten jenseits der Lei- tha, welche von den deutschen Poeten jederzeit so neidlos verherrlicht wurden, doppelt belagen. Von einem hochgeschätzten Bühnenleiter, wie Professor

Reinhardt, dem das Deutsche Theater so manche merkwürdige, bedeutsame, eigenartige künstlerische Tat verdankt, war es ein ziemlich verwunderliches Unternehmen, eine solche Tragödie (in guter glatter deutscher Uebersetzung) in Berlin zur Aufführung zu bringen. Aber die hiesige ungarische Kolonie war bei der Erstaufführung in seinem Deutschen Theater sehr stark vertreten und begrüßte die uns gründlich abstoßende und künstlerisch nichts weniger als imponierende Tragödie mit herzlichem Beifall. Für den bei dem neulichen Gastspiel seiner Gesellschaft in Budapest geernteten Erfolg hat der Direktor-Professor mit dieser Wahl und Aufführung jedenfalls dankbar quittiert und sich die freundlichste Empfehlung bei einem etwaigen Wiederbesuch der prächtigen Donaustadt gesichert. T.

Der künstliche Kautschuk.

Vor einigen Wochen gaben wir eine Mitteilung über den künstlichen Kautschuk wieder, die zwar die theoretische Lösung des Problems zugab, aber zugleich betonte, daß die praktische Herstellung so schwierig sei, daß das Naturprodukt die Konkurrenz des chemischen Fabrikates nicht zu fürchten habe. Nicht ganz in Einklang mit diesen Anschauungen steht, was einer der bekanntesten Fachleute der Gummiindustrie, Direktor Dr. Gerlach von der Continental Caoutchouc- und Gutta-Percha-Compagnie, Hannover, bei den Verhandlungen der neugebildeten Kautschuk-Kommission des deutschen Kolonialwirtschaftlichen Komitees äußerte.

Herr Dr. Gerlach führte ungefähr folgendes aus: „Die Frage des synthetischen Kautschuks ist als solche heute wohl als gelöst zu betrachten. Wenn schon nach der theoretischen Lösung des Problems der Herstellung des Indigos auf synthetischem Wege noch nahezu 20 Jahre nötig waren, um das Produkt in die Praxis einzuführen, so glaube ich, daß bei dem Kautschuk ebensolange, wenn nicht noch längere Zeit nötig sein wird. Die Herstellung des Kautschuks auf synthetischem Wege bietet weitaus größere Schwierigkeiten als die Herstellung des Indigos, denn der Kautschuk ist noch heute ein Stoff, der außerordentlich schwer zu definieren ist. Man wußte wohl, daß, wenn man ihn trocken destillierte, Kohlenwasserstoffe entstanden, und daß sich unter diesen Kohlenwasserstoffen Isopren befand. Es hat sich eine ganze Reihe von Chemikern bemüht, synthetischen Kautschuk herzustellen, und es soll auch in Cambridge und in Göttingen früher einmal gelungen sein. Aber erst nach den Harriesschen Arbeiten kam Licht in das Molekül des Kautschuks. Gleichzeitig gelang es Dr. Hoffmann von den Elberfelder Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer, synthetischen Kautschuk herzustellen. Dieses Produkt soll aus einem dem Isopren nahestehenden Stoffe gewonnen sein. Durch die unglaubliche Hausse des Kautschuks im vergangenen Jahre gereizt, wurde mit großem Eifer an dem Problem weitergearbeitet, und es gelang schließlich den Elberfelder Farbenfabriken, größere Mengen des Produktes herauszubringen. Da zeigte es sich, daß der Kautschuk außerordentlich viele Brüder hat. Die Chemiker wissen, was ich damit meine. Er hat ältere und jüngere Brüder, aber sie unterscheiden sich so wie wir

CASA LUCULLUS

Deutsche

Colonialwaren-, Delikatessen-, Wein- u. Thee-Handlung

Caixa postal 240 — Rua Direita N. 55 B — S. PAULO

Menschen, die wir alle gleich, aber als Individuen verschieden sind. So sind auch die Kautschuke untereinander verschieden.

Der Kautschuk, den ich zunächst in Händen hatte, zeigte nicht die Eigenschaften, wie sie der natürliche hat. Er konnte sich z. B. mit Schwefel nicht vertragen und hatte ein etwas lederartiges Aussehen. Diese Tatsache ist an sich aber weiter nicht wunderbar, da es eine ganze Reihe Kautschuke gibt, die sich schlecht oder gar nicht vulkanisieren, und erst durch allerlei Manipulationen gezwungen werden, sich mit dem Schwefel zu verbinden. Es wurde nun weiter gesucht und versucht, und bald zeigte man uns einen Bruder, der sich mit dem Schwefel schon besser verband. Aber immerhin waren seine Eigenschaften noch nicht so, wie man sie von einem Kautschuk verlangen muß. Es fehlte vor allen Dingen die notwendige Elastizität. Durch diese Mißerfolge ließen sich aber die Chemiker nicht abschrecken, und schließlich wurde uns ein dritter Bruder gezeigt, der die Anforderungen erfüllte, die wir an einen Kautschuk stellen: er vulkanisierte. Ich war erstaunt, als man mir eines Tages eine beträchtliche Menge davon brachte. Während der Verarbeitung verhielt sich das Produkt auf der Mischwalze tadellos und man kann sich die Herzensfreude des Chemikers und des Gummifabrikanten in diesem Augenblicke vorstellen!

Nun kommt die Frage, ob dieser aus den Elberfelder Farbenfabriken stammende Kautschuk auch praktisch in großen Mengen herzustellen ist, und ob er eine Gefahr für den natürlichen bildet. Das neue Material mag zwar, obwohl es vulkanisierbar ist und Elastizität besitzt, vielleicht noch nicht ganz der richtige Bruder sein, aber brauchbar ist es auf jeden Fall. Auch der Preis ist gar nicht so hoch, aber die Frage, ob es möglich ist, später größere Mengen von diesem synthetischen Kautschuk in den Handel zu bringen und so kaufmännisch zu verwerten, daß der wilde und der Plantagenkautschuk die Konkurrenz des synthetischen zu fürchten braucht, ist nicht einfach zu beantworten. Das Rohmaterial, aus dem künstlicher Kautschuk hergestellt wird, muß erst synthetisch gewonnen werden, und nach dem Stande der Dinge kommen nur wenige chemische Fabriken in Frage, die solche Riesenaufgaben mit Erfolg lösen können. Aber in den Handel kommen wird der künstliche Kautschuk, das ist sicher. Dabei kommt jedoch nicht allein der Chemiker in Frage, sondern auch der Kaufmann. Der kluge Kaufmann aber wird sich schwer hüten, soviel künstlichen Kautschuk herzustellen, daß er sich sein eigenes Material entwertet. Er wird seinen künstlichen Kautschuk nur in gewissen Mengen in den Handel bringen und ihn zu demselben Preise verkaufen wollen, wie den natürlichen Kautschuk, sonst würde er keinen Nutzen haben. Die Preisfrage wird sich von selbst regeln, jedenfalls aber muß der künstliche Kautschuk noch billiger

werden, um dem natürlichen ernstlich Konkurrenz zu machen.“

Soweit Herr Dr. Gerlach. Aus seinen Ausführungen geht hervor, daß die praktische Lösung des Problems doch schon viel weiter gediehen ist, als man nach den Berichten von neulich annehmen konnte. Der künstliche Kautschuk wird also, und sei es erst in 20 Jahren, wie der Direktor der Continental-Caoutchouc-Compagnie meint, als Konkurrent des natürlichen auftreten. Und zwar wird diese Konkurrenz ebenso tödlich wirken, wie diejenige der Anilinfarben für den natürlichen Indigo, die Cochenille usw. Darüber darf man sich, trotz den optimistischen Aeußerungen Dr. Gerlachs zum Schluß seiner Ausführungen, keiner Täuschung hingeben. Was nämlich Dr. Gerlach über die Preisbildung sagt, würde nur zutreffen, wenn die Herstellung des Kunstproduktes Geheimnis einer einzigen Fabrik bliebe, die dann ein Monopol dafür besäße. Diese eine Fabrik hätte natürlich kein Interesse daran, den Preis wesentlich niedriger anzusetzen, als den des natürlichen Gummis. Aber so wird sich die nicht entwickeln. Sondern ebensowenig wie die Herstellung von Anilin wird diejenige von künstlichem Kautschuk Monopol bleiben, handelt es sich doch um ein rein wissenschaftliches Problem, dessen Lösung von verschiedenen Chemikern gefunden werden kann und gefunden werden wird. Dann aber werden die Fabriken in Konkurrenz treten und sich bemühen, möglichst billig zu fabrizieren, um zu einem niedrigeren Preise verkaufen zu können, als dem des natürlichen Kautschuk. Das ist dann das Ende der Absatzfähigkeit des Naturproduktes, dessen Gewinnung ebenso teuer zu stehen kommt, wie diejenige des Indigos oder des Essigs und so und so vieler anderer Produkte, die durch chemische Fabrikate ersetzt wurden, sofern ihnen nicht Gesetz schützend zur Seite standen. Einen solchen Schutz aber wird der Gummi nicht genießen, da die Hauptfabrikations- und Konsumländer der Kautschukindustrie daran kein Interesse haben.

20 Jahre Frist gibt uns Herr Dr. Gerlach, Zeit genug für Amazonas und Para, um sich anderen Kulturen zuzuwenden. Möge diese Zeit nicht ungenutzt vergehen!

Die neue portugiesische Rechtschreibung.

Die portugiesische Rechtschreibung ist bekanntlich ein Ding, das nur in der Theorie existiert. In der Praxis schreibt jeder, wie er will, was natürlich zu den sonderbarsten Verschiedenheiten führt. Die Extremen auf der einen Seite sind die Phonetiker, die sich bemühen, genau so zu schreiben, wie die Laute ausgesprochen werden, und die Extremen auf der anderen Seite sind die Historiker, die das Wortbild möglichst so erhalten möchten, wie es geschichtlich entstanden ist. Und dazwischen finden sich alle Abstufungen der persönlichen Willkür. Portugal und mit ihm Brasilien hat weder ein Wörterbuch der Akademie, wie Frankreich, noch eine offizielle Schulrechtschreibung, wie Deutschland, die für die Gesamtheit maßgebend ist. Die Verwirrung ist daher erklärlich. Um Ordnung in das Chaos zu bringen, hat die portugiesische Regierung eine Kommission ernannt, die die Frage studieren und eine

Normalrechtschreibung aufstellen sollte. Der Kommission gehörten die bedeutendsten portugiesischen Sprachforscher an, Frau Dr. Caroline Michaelis de Vasconcellos, eine Deutsche, Verfasserin des bekannten Wörterbuches, und die Herren Adolpho Coelho, Joaquim Nunes, Gonçalves Vianna, Leite Vasconcellos, Borges Grainha, Candido de Figueiredo, Gonçalves Guimarães, Julio Moreira und Garcia de Vasconcellos. Diese Kommission hat nunmehr ihren Bericht erstattet, der nicht nur für Portugal durch Verordnung zu einer einheitlichen Rechtschreibung führen wird, sondern diese Grundsätze voraussichtlich auch in Brasilien Annahme finden werden. Wir halten es daher für unsere Pflicht, unsere Leser mit den Bestimmungen bekannt zu machen, die die Kommission getroffen hat.

1. Alle Worte, die verschieden ausgesprochen werden, müssen sich unbedingt auch durch die Schreibung unterscheiden.

2. Die lateinischen Umschreibungen aus der griechischen Etymologie werden abgeschafft. An Stelle von ,ph‘ tritt ,f‘, von ,y‘ tritt ,i‘, von ,ch‘ mit dem Werte von ,k‘ vor ,e‘ und ,i‘ ein ,qu‘, vor anderen Buchstaben ein ,c‘, das ,h‘ in den Zusammensetzungen ,rh‘ und ,th‘ fällt fort. Also statt ,symphonia‘ jetzt ,sinfonia‘, statt ,monarchista‘ jetzt ,monarquista‘, statt ,technico‘ jetzt ,tecnico‘, statt ,throno‘ jetzt ,trono‘.

3. Das stamme ,h‘ zu Anfang der Wörter wird vorläufig beibehalten, in der Mitte aber ausgemerzt, also ,humano‘, aber ,inumano‘, ,habil‘, aber ,inabil‘, ferner ,proibir‘, ,atrair‘ usw.

4. Die Buchstaben k, w und y werden nur in Fremdwörtern beibehalten, die nicht portugiesisch umgeformt wurden, sonst werden sie durch c oder qu, durch u oder v und durch i ersetzt.

5. Die Doppelkonsonanten fallen fort, mit Ausnahme von rr, mm und nn, wenn sie einen von einfachem r, m oder n verschiedenen Wert haben, also carro und earo, casa und cassa, aber imenso, inocente.

6. Zwischen s und z, ss und c, s und ç (bezw. ce, ci) muß streng unterschieden werden, wie der Ursprung der Wörter es erfordert.

7. Das sc zu Anfang wird beibehalten, also ciencia (und nicht ciencia, wie manche schreiben), scena, sceptico usw.

8. Ebenso ist streng zwischen ch und x nach dem Ursprung der Wörter zu unterscheiden, also bucho (Magen) und buxo (Pflanze), chá (Pflanze) und xá (König), cheque (Note) und xequc (egedor) und so weiter.

9. Das etymologisch überlieferte g vor e und i wird sowohl zu Anfang als inmitten der Wörter beibehalten.

10. Der tonlose Vokal der Diphthonge wird immer i und u geschrieben, und nicht e und o, also: pai und nicht pae, tais und nicht tacs, sois und nicht soes, azuis und nicht azues, mau und nicht mao, judeu und nicht judeo, chapau und nicht chapeo, ceu und nicht ceo usw.

11. Die nasalen Vokale am Schluß der Wörter erhalten die Schreibung: ã, im, om, um, às, ins, ons, uns, zu Anfang oder in der Mitte bleibt wie bisher: an, en, in, on, un (vor b, p, m: am, em, im, om, um). Die nasalen Diphthonge werden geschrieben: ãe, õe, ão, doch wird in den unbetonten Endungen der Zeitwörter ,am‘ statt ão gebraucht, um diese Formen von anderen zu unterscheiden,

Rio de Janeiro:
Rua do Ouvidor 102
Rua do Rosario 113
Depot:
Rua da Quitanda 52
Telegramm - Adresse:
ARPECO.

ARP & Co.

Hamburg:
Barkhof 3, Mönke-
bergstrasse.
Telegramm - Adresse:
ARPECO.

Grosses Lager in Nähmaschinen der bekanntesten Fabriken

Gritzner & New Home

1882

sowie der registrierten Marken:

—Vibratoria, Oscillante, Rotatoria, Familia und A Ligeira—

Einzige Agenten und Importeure des

Schlüsselgarns von Ackermann.

Komplettes Sortiment in

Waffen, Eisenwaren, Kurz- und Manufaktur-Waren

Exporteure von Rohgummi und anderen nationalen Produkten.

also louvaram (sie lobten) und louvarão (sie werden loben), aber órgão (Orgel, und nicht organ), orfão (Waise, und nicht orphan). Soll der Diphthong „em“ betont werden, so erhält er einen Akzent, also contém, armazém, und vor s wird das m in n verwandelt, also armazens, margens usw.

12. Die Konsonanten, die auf die Aussprache des vorhergehenden Vokals keinen Einfluß haben, werden nicht geschrieben: tradução, aflito, autor, aumento statt traducção, afflictio, auctor, augmento. Sogar „Inacio“, Egito (Egypto) und Madalena will die Kommission schreiben.

13. Der Akzent auf vëem von ver, zum Unterschied von veem von vir, wird beibehalten, ebenso tõem, crêm, dêem.

14. Das e zu Anfang oder falls es unbetont vor einem Vokal steht, wird beibehalten, trotzdem es den Wert von i hat (in der Lissaboner Aussprache nämlich!), also evitar, edificio, passear, desgleichen das o mit dem Werte von u, wenn die Analogie oder die Etymologie es fordert, moral im Gegensatz zu mural (von muro). Weil sehr eingebürgert, wird aber geschrieben: igual, idade, miolo, miudo.

15. Bei einigen Worten sind doppelte Formen zulässig: semelhante und similhante, tijolo und tejo und so weiter.

Die Welt des Columbus.

Von Admiral Anton Ludwig von Hoonholtz, Baron de Teffé.

In meinen jungen Jahren, als ich das Waffen-

handwerk ergriff, und auch später noch, in dem Alter, da die Phantasie des begeisterten Soldaten nur von homerischen Schlachten und kampferepischen Epopöen träumt, ergötzte mich keine Lektüre so sehr, wie diejenige von Berichten über Land- und Seeschlachten. Aber in des Lebens Sanduhr rinnen die Jahre schnell dahin. Die ersten grauen Haare kamen, und vor diesen Vorboten des Greisenalters floh der unruhige Geist. Die heißen Wünsche von ehemals, die kriegereischen Gelüste, der Zauber, den auf meine Seele der brutale Kampf der Menschen gegen die Menschen ausübte, — all das konnte mich nicht mehr mit Enthusiasmus erfüllen. Der martialischen Legenden satt, müde der glorreichen, aber blutigen und mit Feuer und Schwert erzielten Erfolge, zog ich mich in den Frieden des häuslichen Herdes zurück und widmete meine Mußstunden der Lesung weniger kriegereischer Bücher.

Die epischen Gedichte, die in tönenden Worten die kühnen Taten ruhmgeriger Kriegshelden feierten, fielen der Vergessenheit anheim, und ich suchte in der Geschichte friedlichere, wenngleich nicht weniger glorreiche Kapitel. Die Reisen nach fernen Ländern, die Erforschung unbekannter Gegenden interessierten mich höchlichst. Ich durchblätterte die Seiten, die den großen Entdeckungen gewidmet waren, den Fahrten durch nie vorher durchschiffter Länder, ich gesellte mich im Geiste jenen kühnen Pionieren des Fortschritts und begleitete sie auf ihren Reisen, voll von Ueberraschungen, Wagnissen und Gefahren, ich fühlte mit ihnen die starken Bewegungen der Freude oder der Verzweiflung, je nach den Zufällen der Reise. Was waren doch diese ersten Pflüger des schreckenden

Elements für bewundernswerte Kerle! In der Kindheit der Astronomie, als die bürgerliche Unwissenheit eines Borgia die Theorien des Kopernikus als ketzerisch verdammt, als selbst die Magnetnadel der Schifffahrt noch wenig Sicherheit gewährleistete, weil man ihre Abweichungen noch nicht kannte: von welchem männlichen Geiste gaben doch die Seefahrer Zeugnis, die den Wogen unbekannter Meere blindlings zu trotzen wagten!

Unter all diesen Gestalten, deren Umriss aus dem Halbdunkel vergangener Zeiten auftauchen, ragt umgeben von einem Strahlenkranz, das Bild des Christoph Columbus hervor, des kühnsten und zugleich des unterrichtetsten unter den Seefahrern seiner Zeit, des Kapitäns, der einzig durch die Macht des Willens die Hindernisse überwand, die ihm der Neid entgegenstellte, und der überzeugt die Fahrt über den stürmischen Ozean wagte, die grünen Küsten zu suchen, die er im Geiste auf der anderen Seite des Ozeans sah.

Christoph Columbus, der genuesische Kapitän, arm an Geld, aber reich an Wissen; der Seher, den sein Vaterland verachtete und hartnäckig zurückstieß; der, obwohl es ihm an Mitteln fehlte, um Schiffe zur Verfolgung seiner großartigen Pläne auszurüsten, sich durch die Widerwärtigkeiten nicht beugen ließ; der, alles seiner Idee opfern, nicht zögerte, sich zu demütigen, indem er vom Auslande erbat, was das Vaterland ihm verweigerte; der schließlich, nachdem er mit Mühe das unbedingt Notwendige zur Ausführung seines kühnen Unternehmens erlangt hatte, im Kampfe mit den Menschen und den Elementen siegte und mit einem Schlage das unglückliche Spanien Torquemadas bereicherte, der Menschheit neue Horizonte öffnete und — als Opfer des schwärzesten Undanks starb! Christoph Columbus, der Mann der Vorsehung, der als erster den Völkern des alten Europa die wunderbaren Länder entschleierte, in denen heute stolze Nationen blühen, die Abkömmlinge von Europas Söhnen, starb so arm und vergessen, daß selbst die Geographen und Geschichtsschreiber ihn nicht der späten Ehre für würdig fanden, seinen Namen dem Weltteil zu verleihen, den er aus dem Dunkel des Geheimnisses ans Licht der Zivilisation gebracht hatte.

Der Undank ist eine Eigenschaft der Menschen, und das Glück wird oft der Unverschämtheit zuteil. Christoph Columbus, der auf vier Reisen den Furchtsamen und Ungläubigen den Weg zu neuen Entdeckungen zeigte, die Route, auf der sie mit Sicherheit das Festland erreichten, den Kontinent, der der kostbarste Teil der Erde ist, kehrte von der letzten seiner Reisen — er, der Admiral und der Vizekönig seiner Entdeckungen — mit Ketten beladen und im Raume seines Flaggschiffes zurück! Und Ferdinand V., der Katholische, entsetzte ihn seiner Titel, Würden und Einkünfte, während er einen anderen italienischen Kapitän, den Florentiner Americo Vespucci, mit den höchsten Ehrungen und Belohnungen überhäufte. Das höfische Wesen dieses, das zu dem Stolze seines Vorgängers in Gegensatz stand, gewann ihm die Gunst des Hofes, wo seine Schifffahrtsberichte gefeiert wurden, ebenso wie seine phantastischen Landkarten und seine primitiven hydrographischen Aufnahmen der Küsten, die Columbus schon vorher aufgenommen hatte.

„Dem Mutigen hilft das Glück.“ Schon in jener Zeit der Inquisition wirkte die Reklame Wunder



**schaffen Ordnung und Uebersicht in jeder
:: Geschäfts- und Privat-Registratur ::**
Alleinverkauf für einige Länder Uebersee
an kapitalkräftige Firmen noch abzugeben

Verlangen Sie Offerte und Muster von

Fabrik Stolzenberg G. m. b. H.
Oos Baden.

für die Laufbahn der Verwegenen, denn der Ruhm, den unermesslichen Erdteil auf seinen Namen zu taufen, fiel dem Listigsten zu. Mit Hilfe der Reklame erreichte Americo Vespucci, daß die zeitgenössische Kartographie den Erdteil, den er nicht entdeckt hatte, Amerika benannte. Und dem wahren Entdecker wurde im Leben nur das Martyrium zuteil. Eine Ehrung nur — edel in ihrer Absicht, aber gering nach ihrem geographischen Werte — leistete ihm drei Jahrhunderte nach seinem Tode Bolivar, indem er die Republik, die er durch die Vereinigung Venezuelas und Neu-Granadas gründete, Columbia benannte.

Der gegenwärtigen Generation, entsprossen auf dem von zwei großen Weltmeeren bespülten Erdteilen, fällt die Pflicht zu, mit der lauten Stimme der Empörung hinauszurufen, daß es widerhülle von den Eisfeldern Grönlands bis zu denen Feuerlands, von den Hochgipfeln der Anden bis zu denen der Felsengebirge, daß dieser Erdteil nicht Amerika heißen darf, daß die ausgleichende Gerechtigkeit der Geschichte die geheiligten Rechte des ersten Entdeckers anerkennen und ihm den glorreichen Namen „Welt des Columbus“ geben muß.

* * *

Wir entnehmen diese Skizze des gefeierten Seehelden aus dem Paraguaykriege dem vierten Heft des laufenden Jahrganges der „Revista Americana“, das uns gleichzeitig mit dem dritten Hefte vorliegt. Wir haben uns mit der Zeitschrift schon so oft und so eingehend beschäftigt, daß uns wenig mehr zu sagen übrig bleibt. Die beiden zuletzt erschienenen Hefte stehen durchaus auf der Höhe ihrer Vorgänger. Aus dem reichen Inhalte seien nur hervorgehoben die Antrittsrede des Kriegsministers, Generals Dantas Barreto, bei seiner Aufnahme in die Academia Brasileira, die in der Form einer Lobrede auf seinen Vorgänger in der Zahl der 40, Joaquim Nabuco, eine meisterhafte historische Skizze der Zeit gibt; die große Arbeit Rodolpho Schüllers vom Museum Goeldi in Belém do Pará über die Indianersprachen im Amazonas- und Orinocogebiet; die Fortsetzung von Enrique Garcia Velloso's Geschichte der argentinischen Literatur und Alberto Nin Frias' Roman „Sordello Andrea“; José Verissimo's Uebersicht über die brasilianische Literatur im Jahre 1910 und Almachio Diniz' über die Litera-

Rio de Janeiro:
Rua do Ouvidor 102
Rua do Rosario 113
Depot:
Rua da Quitanda 52
Telegramm - Adresse:
ARPECO.

ARP & Co.

Filiale in Hamburg:
Barkhof 3, Mönke-
bergstrasse.
Telegramm - Adresse:
ARPECO.

Grosses Lager in Nähmaschinen der bekanntesten Fabriken

Gritzner & New Home

1382

sowie der registrierten Marken:

==Vibratoria, Oscillante, Rotatoria, Familia und A Ligeira==

Einzig Agenten und Importeure des

Schlüsselgarns von Ackermann.

Komplettes Sortiment in

Waffen, Eisenwaren, Kurz- und Manufaktur-Waren

Exporteure von Rohgummi und anderen nationalen Produkten.

also louvaram (sie lobten) und louvarão (sie werden loben), aber órgão (Orgel, und nicht organ), orfão (Waise, und nicht orpham). Soll der Diphthong ,em' betont werden, so erhält er einen Akzent, also contém, armazém, und vor s wird das m in n verwandelt, also armazens, margens usw.

12. Die Konsonanten, die auf die Aussprache des vorhergehenden Vokals keinen Einfluß haben, werden nicht geschrieben: tradução, aflito, autor, aumento statt tradueção, afflicto, auctor, augmento. Sogar ,Inacio', Egito (Egypto) und Madalena will die Kommission schreiben.

13. Der Akzent auf võem von ver, zum Unterschied von veem von vir, wird beibehalten, ebenso têm, crêm, dêem.

14. Das e zu Anfang oder falls es unbetont vor einem Vokal steht, wird beibehalten, trotzdem es den Wert von i hat (in der Lissaboner Aussprache nämlich!), also evitar, edificio, passear, desgleichen das o mit dem Werte von u, wenn die Analogie oder die Etymologie es fordert, moral im Gegensatz zu mural (von muro). Weil sehr eingebürgert, wird aber geschrieben: igual, idade, miolo, miudo.

15. Bei einigen Worten sind doppelte Formen zulässig: semelhante und similhante, tijolo und tejoilo und so weiter.

handwerk ergriff, und auch später noch, in dem Alter, da die Phantasie des begeisterten Soldaten nur von homerischen Schlachten und kampferfüllten Epopöen träumt, ergötzte mich keine Lektüre so sehr, wie diejenige von Berichten über Land- und Seeschlachten. Aber in des Lebens Sanduhr rinnen die Jahre schnell dahin. Die ersten grauen Haare kamen, und vor diesen Vorboten des Greisenalters floh der unruhige Geist. Die heißen Wünsche von ehemals, die kriegerischen Gelüste, der Zauber, den auf meine Seele der brutale Kampf der Menschen gegen die Menschen ausübte, — all das konnte mich nicht mehr mit Enthusiasmus erfüllen. Der martialischen Legenden satt, müde der glorreichen, aber blutigen und mit Feuer und Schwert erzielten Erfolge, zog ich mich in den Frieden des häuslichen Herdes zurück und widmete meine Mußstunden der Lesung weniger kriegerischer Bücher.

Die epischen Gedichte, die in tönenden Worten die kühnen Taten ruhmgeriger Kriegshelden feierten, fielen der Vergessenheit anheim, und ich suchte in der Geschichte friedlichere, wenngleich nicht weniger glorreiche Kapitel. Die Reisen nach fernen Ländern, die Erforschung unbekannter Gegenden interessierten mich höchlichst. Ich durchblätterte die Seiten, die den großen Entdeckungen gewidmet waren, den Fahrten durch nie vorher durchschiffte Länder, ich gesellte mich im Geiste jenen kühnen Pionieren des Fortschritts und begleitete sie auf ihren Reisen, voll von Ueberraschungen, Wagnissen und Gefahren, ich fühlte mit ihnen die starken Bewegungen der Freude oder der Verzweiflung, je nach den Zufällen der Reise. Was waren doch diese ersten Pflüger des schreckenden

Die Welt des Columbus.

Von Admiral Anton Ludwig von Hoonholtz, Baron de Telfé.

In meinen jungen Jahren, als ich das Waffen-

Elements für bewundernswerte Kerle! In der Kindheit der Astronomie, als die bürgerliche Unwissenheit eines Borgia die Theorien des Kopernikus als ketzerisch verdammt, als selbst die Magnetnadel der Schifffahrt noch wenig Sicherheit gewährleistete, weil man ihre Abweichungen noch nicht kannte: von welchem männlichen Geiste gaben doch die Seefahrer Zeugnis, die den Wogen unbekannter Meere blindlings zu trotzen wagten!

Unter all diesen Gestalten, deren Umrisse aus dem Halbdunkel vergangener Zeiten auftauchen, ragt, umgeben von einem Strahlenkranz, das Bild des Christoph Columbus hervor, des kühnsten und zugleich des unterrichtetsten unter den Seefahrern seiner Zeit, des Kapitäns, der einzig durch die Macht des Willens die Hindernisse überwand, die ihm der Neid entgegenstellte, und der überzeugt die Fahrt über den stürmischen Ozean wagte, die grünen Küsten zu suchen, die er im Geiste auf der anderen Seite des Ozeans sah.

Christoph Columbus, der genuesische Kapitän, arm an Geld, aber reich an Wissen; der Seher, den sein Vaterland verachtete und hartnäckig zurückstieß; der, obwohl es ihm an Mitteln fehlte, um Schiffe zur Verfolgung seiner großartigen Pläne auszurüsten, sich durch die Widerwärtigkeiten nicht beugen ließ; der, alles seiner Idee opfern, nicht zögerte, sich zu demütigen, indem er vom Auslande erbat, was das Vaterland ihm verweigerte; der schließlich, nachdem er mit Mühe das unbedingt Notwendige zur Ausführung seines kühnen Unternehmens erlangt hatte, im Kampfe mit den Menschen und den Elementen siegte und mit einem Schlage das unglückliche Spanien Torquemadas bereicherte, der Menschheit neue Horizonte öffnete und — als Opfer des schwärzesten Undanks starb! Christoph Columbus, der Mann der Vorsehung, der als erster den Völkern des alten Europa die wunderbaren Länder entschleierte, in denen heute stolze Nationen blühen, die Abkömmlinge von Europas Söhnen, starb so arm und vergessen, daß selbst die Geographen und Geschichtsschreiber ihn nicht der späten Ehre für würdig fanden, seinen Namen dem Weltteil zu verleihen, den er aus dem Dunkel des Geheimnisses aus Licht der Zivilisation gebracht hatte.

Der Undank ist eine Eigenschaft der Menschen, und das Glück wird oft der Unverschämtheit zuteil. Christoph Columbus, der auf vier Reisen den Furchtsamen und Ungläubigen den Weg zu neuen Entdeckungen zeigte, die Route, auf der sie mit Sicherheit das Festland erreichten, den Kontinent, der der kostbarste Teil der Erde ist, kehrte von der letzten seiner Reisen — er, der Admiral und der Vizekönig seiner Entdeckungen — mit Ketten beladen und im Raume seines Flaggschiffes zurück! Und Ferdinand V., der Katholische, entsetzte ihn seiner Titel, Würden und Einkünfte, während er einen anderen italienischen Kapitän, den Florentiner Americo Vespucci, mit den höchsten Ehrungen und Belohnungen überhäufte. Das höfische Wesen dieses, das zu dem Stolze seines Vorgängers in Gegensatz stand, gewann ihm die Gunst des Hofes, wo seine Schifffahrtsberichte gefeiert wurden, ebenso wie seine phantastischen Landkarten und seine primitiven hydrographischen Aufnahmen der Küsten, die Columbus schon vorher aufgenommen hatte.

„Dem Mutigen hilft das Glück.“ Schon in jener Zeit der Inquisition wirkte die Reklame Wunder



**schaffen Ordnung und Uebersicht in jeder
:: Geschäfts- und Privat-Registratur ::**
Alleinverkauf für einige Länder Uebersee
an kapitalkräftige Firmen noch abzugeben

Verlangen Sie Offerte und Muster von

Fabrik Stolzenberg G. m. b. H.
Oos Baden.

für die Laufbahn der Verwegenen, denn der Ruhm, den unermesslichen Erdteil auf seinen Namen zu taufen, fiel dem Listigsten zu. Mit Hilfe der Reklame erreichte Americo Vespucci, daß die zeitgenössische Kartographie den Erdteil, den er nicht entdeckt hatte, Amerika benannte. Und dem wahren Entdecker wurde im Leben nur das Martyrium zuteil. Eine Ehrung nur — edel in ihrer Absicht, aber gering nach ihrem geographischen Werte — leistete ihm drei Jahrhunderte nach seinem Tode Bolivar, indem er die Republik, die er durch die Vereinigung Venezuelas und Neu-Granadas gründete, Columbia benannte.

Der gegenwärtigen Generation, entsprossen auf dem von zwei großen Weltmeeren bespülten Erdteilen, fällt die Pflicht zu, mit der lauten Stimme der Empörung hinauszurufen, daß es widerhülle von den Eisfeldern Grönlands bis zu denen Feuerlands, von den Hochgipfeln der Anden bis zu denen der Felsengebirge, daß dieser Erdteil nicht Amerika heißen darf, daß die ausgleichende Gerechtigkeit der Geschichte die geheiligten Rechte des ersten Entdeckers anerkennen und ihm den glorreichen Namen „Welt des Columbus“ geben muß.

* * *

Wir entnehmen diese Skizze des gefeierten Seehelden aus dem Paraguaykriege dem vierten Heft des laufenden Jahrganges der „Revista Americana“, das uns gleichzeitig mit dem dritten Hefte vorliegt. Wir haben uns mit der Zeitschrift schon so oft und so eingehend beschäftigt, daß uns wenig mehr zu sagen übrig bleibt. Die beiden zuletzt erschienenen Hefte stehen durchaus auf der Höhe ihrer Vorgänger. Aus dem reichen Inhalte seien nur hervorgehoben die Antrittsrede des Kriegsministers, Generals Dantas Barreto, bei seiner Aufnahme in die Academia Brasileira, die in der Form einer Lobrede auf seinen Vorgänger in der Zahl der 40, Joaquim Nabuco, eine meisterhafte historische Skizze der Zeit gibt; die große Arbeit Rodolpho Schüllers vom Museum Goeldi in Belém do Para über die Indianersprachen im Amazonas- und Oronicogebiet; die Fortsetzung von Enrique Garcia Velloso's Geschichte der argentinischen Literatur und Alberto Nin Frias' Roman „Sordello Andrea“; José Verissimos Uebersicht über die brasilianische Literatur im Jahre 1910 und Almachio Diniz' über die Litera-

tur in Bahia; dazu diplomatische Arbeiten von Ramon J. Carcano, Pedro Irigoyen, Marcial Martinez, Helio Lobo; Poesien usw. Dr. B.

Dr. Lauro Müller in Berlin.

Zu Ehren des brasilianischen Staatsministers Dr. Lauro Müller veranstaltete die „Deutsch-Südamerikanische Gesellschaft“ am 31. Mai in ihren Klubräumen in Berlin eine Festsitzung unter dem Vorsitz ihres Präsidenten, des Generalleutnants z. D. Exzellenz von Alten, an der u. a. auch der brasilianische Gesandte Dr. Itiberê da Cunha und der brasilianische Militär-Attaché Oberstleutnant Jullien, sowie mehrere Vertreter der Berliner Presse teilnahmen.

Nach einer kurzen Begrüßungsansprache des Vorsitzenden an den hohen Gast, der Mitglied der „Deutsch-Südamerikanischen Gesellschaft“ ist, hielt Pastor Faulhaber die eigentliche Festrede in portugiesischer Sprache und führte folgendes aus:

„Eine besondere Ehre ist heute unserer „Deutsch-Südamerikanischen Gesellschaft“ zuteil geworden: In den Räumen, in welchen die Sektion Brasilien unter dem Protektorate des brasilianischen Gesandten S. Exz. Itiberê da Cunha eine permanente Ausstellung brasilianischer Produkte unterhält, können wir heute ein Mitglied begrüßen, das durch seine energische Tatkraft nicht nur in seinem Vaterlande Brasilien, sondern auch hier in vielen Kreisen mit vollem Rechte sehr vorteilhaft bekannt ist, die sich redlich um die Ausgestaltung guter Beziehungen zwischen Brasilien und Deutschland bemühen auf dem Gebiete des Handels, der Industrie und auch des guten Einvernehmens zwischen beiden Regierungen. Als dem Vorsitzenden der Abteilung Brasilien in unserer „Deutsch-Südamerikanischen Gesellschaft“ liegt mir die angenehme Pflicht ob, Eure Exzellenz im Namen unseres Vorsitzenden Ex. von Alten, im Namen des Vorstandes und der Mitglieder herzlich zu begrüßen und einen aufrichtigen Willkommensgruß zu bieten. Die ganze Ausstellung und alles, was Ew. Ex. in diesen Räumen um sich her sehen, ist noch recht bescheiden und klein; aber für mich ist Ew. Ex. der beste und klarste Beweis dafür, daß mit Energie und Weisheit aus bescheidenen Anfängen die günstigsten Resultate und Wirkungen für die Gesamtheit einer Nation erwachsen. Noch stehen mir lebhaft jene Tage in Erinnerung, als Ew. Ex. an der Schwelle der gegenwärtigen Staatsform Brasiliens zum ersten Male in Santa Catharina zum Gouverneur gewählt wurde, und mit großer Bewunderung denke ich noch daran zurück, wie Ew. Exz. mit aller Tatkraft und allem Edelmut in den verschiedenen Zeitabschnitten den Schwierigkeiten entgegentrat, welche durch die hochgehenden Wogen der Revolution entstanden waren, die leider mehrere Male das brasilianische Volk aus seiner Ruhe aufschreckten und in Verwirrung brachten. Es würde zu weit führen, wollte ich hier alle Verdienste aufzählen, die Ew. Exz. sich um die gute Entwicklung Brasiliens erworben haben. Kurz zusammenfassend darf ich sagen: Meine Herren! Wollen Sie einen hervorragenden und ausgezeichneten Mann sehen, der in Vergangenheit, Gegenwart und, wie ich hoffe und wünsche, auch in der Zukunft noch eine sehr hervorragende Rolle

im Staatsleben Brasiliens spielen wird, indem er das Staatsschiff der Vereinigten Staaten von Brasilien auf freier Bahn dem Ruhme der Zukunft entgegenführen wird, so schauen Sie auf unseren edlen Gast!

Wollen Sie die treibende elektrische Kraft sehen, wie sie sich in einer einzigen Person verkörpert und den großen Riesen vom Amazonas bis zum Plata und von Rio Grande bis Para durchzuckte und durchzuckt, dann sehen Sie hier auf den früheren Verkehrsminister Exz. Dr. Lauro Müller! Wollen Sie wissen, wer Rio de Janeiro, das früher so häufig von der Seuche des gelben Fiebers heimgesucht wurde, zu einer wunderschönen, modernen und durchaus gesunden Stadt auch für jeden Fremden, der dorthin kommt, gemacht hat, dann kann ich wieder auf unser hochverdientes Mitglied hinweisen! Wollen Sie wissen, wer für den Staat Santa Catharina, das Paradies von Brasilien, so warm eingetreten ist, daß heute eine Eisenbahn das Itajahythal durchschneidet und die Wünsche vieler für die Erschließung neuer Industriezweige ihrer Erfüllung entgegengehen, dann kann ich wieder sagen, es ist unser Landsmann, der edle Catharinenser Dr. Lauro Müller! Und wollen Sie endlich wissen, wieviel ein Mann an hervorragenden Diensten durch seine Hingabe an das Vaterland leisten kann, wenn er sich auch mit Stolz zum eingewanderten Element rechnet und seine Vorfahren vor noch nicht ganz 100 Jahren erst aus dem Moseltale ausgewandert sind, um in den lieblichen Geländen des Itajahytales sich niederzulassen und dort ein neues Heim sich zu gründen, dann darf ich's noch einmal mit altem Stolze sagen: es ist unser edler Gast Dr. Lauro Müller, dessen Arbeit von so vielen Erfolgen gekrönt ist, der von allen Brasilianern und den aufrichtigen Freunden Brasiliens verehrt wird. Lassen Sie uns darum unsere Gefühle der Hochachtung für diesen Mann zusammenfassen in ein Hoch auf Brasilien, dessen würdiger Sohn er ist. Brasilien Hoch! hoch! hoch!“

Exzellenz Dr. Lauro Müller sagte darauf: „Herr Präsident! Meine Herren! Bevor ich Ihnen meinen Dank ausspreche für das Wohlwollen des Empfanges, den Sie mir hier zuteil werden ließen, gereicht es mir zum besonderen Vergnügen, Sie wegen der Gründung und stetigen Entwicklung der „Deutsch-Südamerikanischen Gesellschaft“ zu beglückwünschen, der anzugehören ich mir zur großen Ehre anrechne. Die Vereinigung der Ihrem Werke zugrunde gelegten Ideen und Gesinnungen ist ebenso edel in Ihrem Vorhaben, als auch jederzeit fähig, die günstigsten Resultate zu erzielen. Die von Ihnen übernommene Aufgabe verdient den vollsten Beifall aller Brasilianer und auch aller Südamerikaner, ist es doch wieder ein neues Beispiel von menschlicher Solidarität, friedlich in seiner Betätigung und im höchsten Grade kulturfördernd, wie alle Werke, welche Völker und Regierungen nahe bringen. In Ihrer Mitte sehe ich verschiedene Ihrer Mitbürger, z. B. Ihren werten Sektionsvorsitzenden, welche längere Zeit in Brasilien gewesen sind. Diese können Ihnen sagen, daß in jenem großen Lande jeder Ausländer, der von der Ferne kommt, wie ein Bruder geachtet wird. So war es mit meinen Großeltern und Eltern, als im Anfange des vorigen Jahrhunderts von den Ufern der Mosel durch den majestätischen Rhein die ersten deutschen Ansiedler nach dem Süden Brasiliens auszogen. Die stets große Liebe jener Aus-

GUSTAV BREYER
HAMBURG
PLANOS
TROPENSICHER GEBAUT.
HERVORRAGEND IN TON UND
ELEGANZ. MÄSSIG IM PREIS.
Illustrierter Katalog gratis.



wanderer für ihr Vaterland war wie die Sehnsucht des in der Ferne weilenden Sohnes nach der daheim gebliebenen Mutter, nur gemildert durch die Liebe zur neuerwählten Scholle, der Heimat ihrer Kinder. Daher kommt es auch, daß wir Brasilianer deutschen Blutes mit dem Stolz auf unsern Amazonasstrom eine kindliche Ehrfurcht für den Rhein unserer Väter verbinden. — Sie sehen also, meine Herren, daß, wenn Ihr Werk zur größeren Annäherung Deutschlands und der Länder Südamerikas den Beifall von Südamerikanern und Deutschen verdienen muß, kein Beifall freier, offener und begeisterter sein kann, als der, welcher Ihnen entgegengebracht wird von denjenigen, die wie ich stolz sind auf ihr Vaterland und das edle Volk, von dem ich abstamme. Im Namen dieses Volkes begrüßten Sie mich, und im Namen des anderen spreche ich Ihnen meinen Dank aus für die besondere Auszeichnung, mit der Sie einen Sohn Brasiliens in diesem Verein so nützlicher Arbeit empfangen. Daß die künftigen Tage der „Deutsch-Südamerikanischen Gesellschaft“ ein stetes Gedeihen aufweisen mögen, wünsche ich von ganzem Herzen in diesen kurzen Worten, die zu kurz sind, um Ihnen sagen zu können, welchen Beifall diejenigen verdienen, welche wie die „Deutsch-Südamerikanische Gesellschaft“ mitarbeiten an der geistigen Einheit der Völker, dem größten und würdigsten Zielpunkte der menschlichen Kultur.“

Lauter Beifall folgte den Worten des Redners, der in deutscher Sprache gesprochen hatte und der sich nun die Mitglieder und Gäste der Gesellschaft vorstellen ließ. In anregender Unterhaltung blieben sie alle bis nach Mitternacht beisammen, denn erst dann gab Exzellenz Dr. Lauro Müller das Zeichen zum Aufbruch.

Ueberseeische Postnachrichten

— Grauererregende Einzelheiten aus dem Martyrium eines Kindes, das durch eine Stiefmutter in der scheußlichsten Weise gequält und mißhandelt worden war, kamen in einer Verhandlung zur Sprache, welche die siebente Strafkammer des Landgerichts I in Berlin beschäftigte. Der Arbeiter Friedrich Schettat verlor vor etwa zwei Jahren seine Ehefrau durch den Tod. Schon vor Ablauf des Trauerjahres heiratete er die jetzige Angeklagte, um seinen Kindern eine Pflegerin zu geben und sie nicht zu fremden Leuten in Pflege geben zu müssen.

Hiermit gab er seinen Kindern, dem sechsjährigen Sohn Wilhelm und der dreijährigen Rosa eine Stiefmutter im häßlichsten Sinne des Wortes. Die kleine Rosa wurde von der Angeklagten in der scheußlichsten Weise gequält und gemartert. Das unglückliche Kind mußte bei bitterster Winterkälte in einer mit schmutzigem und faulem Stroh gefüllten und von Ungeziefer wimmelndem Komoden-Schublade schlafen. Außerdem erhielt das notdürftig in Lumpen gehüllte arme Wesen entweder mangelhafte, vielfach aber auch überhaupt keine Nahrung, so daß es fast zum Skelette abmagerte. In Folge der schlechten Ernährung trat bei dem Kinde noch die englische Krankheit hinzu, die das Knochengestüst völlig brüchig machte. Da das Kind sich selbst überlassen war, fiel es öfters aus dem „Bett“ heraus und zog sich Verletzungen zu. Wie sich später ergab, hatte die kleine Rosa an beiden Armen Knochenbrüche. Da keinerlei ärztliche Hilfe hinzugezogen wurde, wuchsen auch die Knochen schief an. Nachdem dieses Martyrium fast zwei Jahre gedauert hatte, mußte wohl in dem Hause darüber etwas bekannt geworden sein, denn der Hauseigentümer selbst wandte sich an die Polizei. Als die Scheußlichkeiten der entmenschten Mutter in der Öffentlichkeit bekannt wurden, sammelte sich vor dem Hause eine gewaltige Menschenmenge an, die die Angeklagte lynchen wollte. Die empörten Leute schlugen die Türe ein und verabreichten Frau Schettat eine gehörige Tracht Prügel. Das Urteil gegen die Frau lautete auf neun Monate Gefängnis.

— Man schreibt aus Halle a. S.: Vor einiger Zeit spielte sich in der nahen Dölauer Heide eine tragikomische Geschichte ab. Ein Halle'scher junger Schriftsteller, der anscheinend nicht so von Welt-schmerz bewegt wird, wie eine große Zahl seiner Genossen, hat eine Braut, in die er sterblich verliebt ist. Die Braut hat sich nun seit einiger Zeit mit Selbstmordgedanken getragen, die ihr der junge Poet vergeblich zu vertreiben suchte. Als sein Zureden und Flehen nichts half, griff er zu einer List, um seiner Geliebten die Lust am Leben wieder zurückzugeben. Er erklärte sich also bereit, mit ihr in den Tod zu gehen. Er kaufte sich einen Revolver, lud ihn mit einigen Platzpatronen, und beide begaben sich an einem Vormittag nach der Dölauer Heide. Unter den wehmütig rauschenden Wipfeln der Kiefern las er noch sein letztes Gedicht „Abschied vom Leben“ vor. Dann gab er seiner Braut den Revolver und forderte sie auf, ihn zuerst zu töten und aus einiger Entfernung auf ihn zu feuern. Der „lebensmüde“ Poet lehnte sich an den Stamm einer Kiefer und verbarg sein Gesicht in den Händen. Ein Schuß donnerte durch den Wald und der junge Mann stürzte zusammen. Mit einem lauten Aufschrei warf seine Geliebte die Feuerwaffe weg und eilte davon. Schleunigst erhob sich der „Tote“; er schnitt der Davoneilenden den Weg ab, indem er durch eine Schonung lief. Als er plötzlich wieder vor seiner Braut stand, geriet sie erst recht in Angst. Wie eine Wahnsinnige machte sie kehrt, lief noch einige Schritte, stürzte dann aber bewußtlos nieder. Inzwischen war ein Waldwärter hinzugekommen, der das Paar — nachdem sich das junge Mädchen wieder erholt hatte verhaftete. Die Folge war, daß der Schriftsteller vom hiesigen Schöffengericht wegen unerlaubten Tragens einer Waffe und wegen Unfalls zu zehn Mark Geldstrafe verurteilt wurde.

Wochenschau.

S. Paulo, Mittwoch, den 21. Juni.

— Heute wird im Beisein des Staatspräsidenten und der Staatssekretäre das neue Material unserer Feuerwehr eingeweiht. Die Feierlichkeit findet in dem Zentralkontak der Feuerwehr statt. Die Regierung hat bereits an Senatoren, Deputierte etc. Einladungen ergehen lassen. Die Eingeladenen werden den Pavillon besuchen, wo die Empfangsapparate für die Feuermeldungen aufgestellt sind und werden dann den Staatspräsidenten nach irgend einem der auf den Straßen aufgestellten Feuermelder begleiten, von dem aus der Präsident Feuerlärm geben wird, um die Feuerwehr zur Stelle zu rufen.

— Gestern vormittag ist per Extrazug der italienische Gesandte Baron Canillo Romano Avezzano wieder von seinem Ausflug nach dem Innern zurückgekehrt. Er wurde auf dem Luz-Bahnhof von Vertretern der Staatsregierung und der hiesigen italienischen Kolonie in Empfang genommen, die ihm abends in der Rotisserie Sportsman ein großes Festessen gab.

— In unserer Hauptstadt hält sich gegenwärtig der Generalpostdirektor Dr. Bonifacio Aragão Faria Rocha auf. Er besuchte das Postamt, wo er besonders dem neuen Postpaketdienst eingehendes Interesse zuwandte. Mit dem Staatspräsidenten hatte er eine lange Konferenz über den projektierten Bau eines Post- und Telegraphenamtes. Vielleicht wird Herr Dr. Faria Rocha auch das Postamt von Santos und die Subdirektion von Ribeirão Preto besuchen. In S. Paulo wird er sich noch einige Tage lang aufhalten — hoffentlich zu dauerndem Vorteil für den Betrieb.

— Von den Herren Rawlinson, Müller u. Co. in Villa Americana erhielten wir eine sehr freundlich gehaltene Einladung zu der Einweihung der elektrischen Beleuchtungsanlage in Villa Americana, deren Konzessionäre die genannten Herren bekanntlich sind. Leider traf die Einladung zu spät ein, als daß wir ihr noch hätten folgen können. Wir hoffen jedoch, in einigen Tagen ausführlicher auf das Fest und auf die Beleuchtungsanlage zurückkommen zu können.

— Die Light and Power hat die Hälfte der in den Municipien Mogy das Cruzes und Santos gelegenen Besitzung „Piranbeira“ aufgekauft, jedenfalls, um die dort befindlichen Wasserkraften auszunutzen.

— Die Light & Power unterwarf der Begutachtung durch die Präfektur einen neuen Straßenbahnwagentyp, den sie einzuführen beabsichtigte. Der amtsführende Vizepräfekt wies diese Wagen jedoch als zu niedrig und bei geschlossenen Vorhängen zu dunkel zurück. Als Wagen zweiter Klasse dagegen sollen sie zugelassen werden.

— Von Herrn D. R. O'Sullivan-Beare, Konsul des britischen Reiches, erhielten wir eine lebenswürdige Einladung zu dem morgen um 12 Uhr mittags stattfindenden Gottesdienst aus Anlaß der Krönung Königs Georg V.

— Daß das alte Polytheama die Ehre haben würde, die Gesellschaft Mascagni für einen Vorstellungszyklus zu beherbergen, hätte wohl auch niemand geglaubt. Daß das Publikum sich um die Plätze reißt, ist auch weiter kein Wunder, trotzdem daß die Vorstellungen in der alten Wellblechbaracke

stattfinden werden, wo man keinen Ton hört, sobald es ein wenig regnet. Bis gestern nachmittag gegen 3 Uhr waren bereits alle „Frizas“ bis auf 8 für die Abonnementsvorstellungen besetzt, ebenso sehr viele Logen und gegen 80 von den besten Stühlen. Wer also noch Plätze belegen will, mag sich beeilen.

— Die bekannte Kaffeeirma Nortz & Co. in Havre berichtet unter dem 27. Mai: Der Markt war während der abgelaufenen Woche fest. Es herrschte gute Frage für Dispositionen, ebenso wie für Termin und Kostfracht auf Lieferung, und da alle Nachrichten übereinstimmten, daß im Inland so gut wie kein Kaffee mehr ist, so darf mit einem regelmäßigen Abzugsgeschäft auch während der nächsten Zeit gerechnet werden. Jedenfalls dürfte es riskiert sein, zu glauben, daß die Folgen einer monatelangen Reserve des Konsums durch eine erste kurze Periode lebhafteren Geschäfts kompensiert sein könnte. Brasilien bewahrte die gleiche Haltung: Man verkauft zu vollen Werten und lehnt Gebote ab. Sollten wir aber etwas aus der Tätigkeit der Brasilienmärkte in letzter Zeit schließen, so ist es eher eine Nuance erwachenden Widerstands, die in gleichem Maße zunimmt, wie an den Konsummärkten ein leichtes Gefühl des Ermüdetseins und Aengstlichwerdens sich zeigt. Grund ist ja schließlich auch genug dazu da. Eine Hausse am Vorabend einer neuen Ernte, einzig als Folge marktlicher Verhältnisse, Eindeckungen des Blanko-Interesses, Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse, von denen sie begleitet ist, sind immerhin Faktoren, die als eine Schwächung des Marktes empfunden werden dürfen, besonders auch da augenscheinlich die letzte Woche zu starken Realisationen auf Seite der Haussiers benutzt wurde und diese vielleicht an einer billigeren Kaufgelegenheit Interesse haben dürften. Allerdings dürfte ja auch gerade der Umstand, daß die Seeplätze selbst in letzter Zeit manches haben realisieren können, dazu beitragen, an letzteren eine reserviertere Stimmung zu zeitigen, die bei näherem Betrachten sich als Kaufbedürfnis herausstellt. Die weitere Entwicklung der Ereignisse ergibt sich dadurch von selbst. Die Konsumländer, die nach dem Geschäft der letzten Wochen wieder mehr Boden unter sich fühlen, werden fortan trachten, von Brasilien Konzessionen zu erhalten, und dieser Wunsch dürfte in fernerer flauer Stimmung und Unlust mehr als einmal an den Terminmärkten zum Ausdruck kommen. Brasilien, dies fühlen wir deutlich, wird sich widersetzen und verteidigen. Die Grenze dieser aus den ganzen Verhältnissen und der Preisbasis des Artikels sich ergebenden unvermeidlichen Gegensätze bilden die Zufuhren und Ernteaussichten. Aus den Ankünften der ersten Monate ist kein Schluß zu ziehen, und die Märkte werden erst später darin Orientierung finden. Blüten-Nachrichten können Ende Juli eintreffen, praktisch wohl kaum vor August. Inzwischen dürfte der Markt sich wohl von der heutigen Basis kaum viel entfernen. Die etwas nervöse Art, womit Brasilien uns inzwischen jeden Regentropfen als schwere Störung der Ernte mitteilt, wo die Pflücke noch vier bis fünf Monate dauert und ein bisschen, nicht zu viel, Feuchtigkeit nur Gutes stiften kann, beweist wohl weniger ein Bedürfnis, die Ernte loszuschlagen, als um jeden Preis Sensationsnachrichten zu schicken, an denen garnichts Sensationelles ist. Alles in allem haben wir von der weiteren Haltung des Marktes trotz aller Fragezeichen keine ungünstige Meinung. Wir glauben, daß die Periode gesunden Fachgeschäfts erst in ihrem Anfangsstadium ist und die weitere Entwicklung in genügend stetigem Tempo sich vollziehen wird, um bedachtes Handeln zu ermöglichen. Wir teilten kürzlich eine Schätzung der Associação Commercial mit, wonach die neue Santos-Ernte 9.650.000 Sack ergeben sollte. Einer unserer Freunde in Santos macht

uns dabei darauf aufmerksam, daß diese Schätzung nicht Minas einbegreift, wo der Süden etwa 1 Mill. Sack liefern dürfte, sodaß in Anbetracht der an sich jedenfalls nicht zu hoch gegriffenen Schätzung der Associação Commercial mit einem Minimum von 11 Mill. Sack zu rechnen wäre. Unsere Freunde, die Herren Barboza & Co., drahten uns diese Woche, daß bis jetzt 85 Liter Kirschen nötig seien, um eine Arroba, d. h. 15 kg reinen Kaffee, zu ergeben. Wir glauben, daß es zu früh ist, jetzt schon etwas Definitives in dieser Richtung zu sagen. Die Schätzung stammt wohl aus Ribeirão Preto, in welchem Distrikt meistens Bourbon-Kaffees wachsen, bei denen allerdings 75 bis 90 Liter Kirschen nötig sind für eine Arroba Kaffee. Im übrigen dürfte es nötig sein, zuerst einmal diesen Durchschnitt mit Kaffee zu machen, die in voller Reife geerntet werden, da derartige Proben auf die ersten Auskünfte, bei denen sich noch ein großer Teil schlecht gereifter Bohnen befindet, keinen genauen Schluß zulassen.

— Fast gewiß ist es, daß der Italiener Panlier Evangelista an dem bekannten Einbruchsdiebstahl in der „Casa Paiva“ beteiligt war. Er wurde in einer Kneipe in Barra Funda verhaftet, und man fand in seinem Besitz außer zwei neuen 500-Milreisnoten noch 600 Milreis in bar, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, einen ehrlichen Erwerb des Geldes nachzuweisen. Auch die Untersuchung seiner Fingerabdrücke ergab Verdachtsmomente gegen ihn. So wurde er dann definitiv in Untersuchungshaft gehalten.

S. Paulo, Donnerstag, den 22. Juni.

— Nächstens wird die Staatsregierung die, wie bereits gemeldet, beabsichtigte Gründung eines Gestüts in der Nähe von Campinas durchführen. Der Graf Genaud, von dem wir ebenfalls bereits berichteten, wird zum Leiter des Gestüts, das in erster Linie Remonten für die Polizei, und Bundeinheiten liefern soll, übernehmen.

— Nach telegraphischer Meldung trifft die Blum-sche Schauspielgesellschaft am 8. Juli hier ein und wird ihre Vorstellungen am 10. Juli im Theater Sant' Anna beginnen. Wie aus dem Inseratenteil ersichtlich ist, können von morgen ab im Bureau der Messenger Company, Rua Comercio 38, Abonnements genommen werden. Die Preise sind wie im Vorjahr äußerst niedrig angesetzt worden. Wir dürfen wohl die Hoffnung aussprechen, daß die zahlreiche deutsche Kolonie sich auch diesmal die seltene Gelegenheit, Aufführungen deutscher Lustspiele und Dramen durch eine ausgezeichnete Gesellschaft beizuwohnen, nicht entgehen lassen wird.

— Die hiesige Firma Amoroso, Costa & Comp. erhielt aus dem Staate Goyaz die telegraphische Meldung, daß bei dem Ort Santa Luzia ihr Reisender José Rodrigues da Silva von Straßenräubern überfallen und ermordet worden ist.

— Die Herren F. S. Hampshire & Co., Agenten der Lamport & Holt-Linie, haben gestern von der Schiffahrtsgesellschaft ein Telegramm erhalten, nach dem der Dampfer „Milton“ an der portugiesischen Küste gescheitert ist. Das Telegramm meldet nur, die Tatsache, keine Einzelheiten. Das Schiff hatte eine große Menge Eisenbahnschienen und anderes Eisenbahnmateriale für Rio und Santos geladen.

— Herr Raphael Scaciota übersandte uns ein Glas seines bekannten „Restaurator Scaciota“, eines Mittels, das mit bestem Erfolg gegen Haarausfall, Kahlheit etc. angewandt wird. Das Mittel ist bei den Herren Baruel u. Co. zu haben.

Zeitschrift für Kolonial-Maschinen-

bau und Technik. Verlag Hugo Wilisch, Chemnitz. Preis pro Jahr franko Mark 10,80. — Im Laufe der Jahre ist es auch in der deutschen Industrie dahin gekommen, daß immer mehr Fabriken sich dem Bau von Maschinen und Geräten widmen, die in den Kolonien gebraucht werden. Die neue Zeitschrift für Kolonial-Maschinenbau und Technik hat sich nun zur Aufgabe gemacht, ein Bindeglied zwischen den heimischen Fabrikanten und den Abnehmern in den Kolonien zu sein. Die Zeitschrift erscheint monatlich einmal, ist gut ausgestattet und reich illustriert. Zu ihren Mitarbeitern gehören Autoritäten, von denen wir hier nur Herrn Geh. Oberbaurat im Reichskolonialamt Baltzer, Herrn Prof. Buhle in Dresden, und den Kaiserl. Geh. Regierungsrat Herrn Prof. Busley in Berlin nennen. Wir möchten die Zeitschrift, von der Probehefte unentgeltlich zu beziehen sind, hiermit unseren Lesern zur Beachtung empfehlen.

— In dem Palaste des Herrn Cav. Alexandre Siciliano, Präsident der Comp. Mechanica e Importadora, fand gestern die Vermählung seiner Tochter Anna Theresa mit Herrn Dr. Jayme Luiz Smith Vasconcellos, Sohn des Barons Vasconcellos, statt. Das junge Paar begab sich noch gestern nach Santos, wo es sich am 27. mit der „Aragon“ nach Europa begibt. Dem werten Brautpaar sowie den Eltern unseren herzlichsten Glückwunsche.

S. Paulo, Freitag, den 23. Juni

— Vorgestern wurde die neue Meldestation in der Zentrale der hiesigen Feuerwehr feierlich eröffnet. Um 2 Uhr erschienen der Staatspräsident nebst seinem Adjutanten und der Sekretär der Justiz und der öffentlichen Sicherheit, Herr Dr. Washington Luiz. Sie wurden mit den ihnen gebührenden militärischen Ehren empfangen. Bei ihrem Eintritt wurde die Nationalhymne gespielt und auf dem Hofe hatten sich Offiziere und Mannschaften in Paradeuniform aufgestellt. Dort waren außer dem Kommandanten der Staatsmiliz nebst seinem Stabe, sämtliche Befehlshaber der verschiedenen Bataillone, eine große Anzahl Senatoren, Deputierte, Vertreter der Presse und sonstige eingeladene Herren anwesend. Nach dem Empfang durch den Feuerwehrkommandanten, Herrn Oberstleutnant Neiva, führte dieser die Herrschaften in alle Räume des Departements. Bei dieser Gelegenheit konnten die Geladenen eingehende Beobachtungen über das geplante neue Gebäude der Feuerwehr anstellen, welches demnächst eine Zierde unserer Hauptstadt und der Truppe ein würdiges Heim sein wird. Es wurde der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß seitens der Stadt das nötige Terrain zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellt werde, wie denn auch schon die Straße beim Quartel, die Rua Annita Garibaldi, eine bedeutende Verbreiterung erfahren habe. Bisher hinderte die schmale Straße sehr beim schnellen Aus- und Einfahren des Materials, welcher Uebelstand jetzt beseitigt wurde. Dann besichtigten die Herrschaften die neuangeschafften Löschapparate auf Automobilen: eine Gasolinspritze, den Schlauchwagen und das Automobil des Kommandanten. Diese stammen aus der Londoner Firma Merry Weather und vereinigen in sich alle Errungenschaften der modernen Technik. Sie sind außerordentlich stark gebaut und dienen zugleich zur Beförderung der Mannschaften. Nach der Inspektion des Materials begaben sich der Staatspräsident und sein Gefolge in das neuerrichtete Feuermeldebureau. Es ist dieses ein zwei-

stöckiges Gebäude und besteht aus einem großen Saal im Oberstock, worin sich alle elektrischen Installationen befinden. Im Erdgeschoß sind die modernen aus Nordamerika bezogenen automatischen Meldeapparate angebracht. Die anwesenden Elektriker zeigten den hohen Gästen eingehend alle Apparate und ihre Vorzüge. Darauf wurde provisorisch Feuerlärm gegeben, wobei alle Apparate tadellos funktionierten. Gegen 3 Uhr fuhren die Herrschaften nach der Ponte Pequena, von wo aus sie Feuer avisierten. Die Automobilmannschaft war in 6,5 Minuten zur Stelle, worauf Versuche mit der Spritze angestellt wurden, wobei 3 Schläuche in Tätigkeit kamen. Die erzielten Resultate machten den besten Eindruck auf alle Anwesenden. Die dann avisierte zweite Mannschaft kam in 10 Minuten an Ort und Stelle an. Zuerst trafen die Radfahrer, mit Alferes Musá an der Spitze, ein, darauf das von Tieren gezogene Material. Die Leistungen der älteren Spritze reichen nicht entfernt an die der neuen heran. Um 4 Uhr waren die Uebungen beendet, und die Teilnehmer fuhren hochbefriedigt nach Hause. S. Paulo besitzt heute 150 Feuermeldeapparate gegen 50, und 1500 Hydranten gegen 500 ehemals. Die Verbesserung des Sicherheitsdienstes ist auf die Initiative des Justizsekretärs, Herrn Dr. Washington Luiz, erfolgt, dem dafür in erster Linie Dank und Anerkennung gebührt.

— Der Ackerbausekretär, Herr Dr. Padua Salles, begab sich gestern mittag nach Amparo, wo er der Schließung des Landwirtschaftlichen Kongresses, der dort tagte, beiwohnen wird.

— Letztthin lasen wir in verschiedenen Blättern einen Protest gegen den in Bosque da Saude befindlichen Schießstand, auf welchem mit Mausergewehren geschossen und dadurch das Leben der anwohnenden Leute ernstlich gefährdet wird. Die Polizei verbot infolgedessen das Schießen und wird für die Folge jedem Zuwiderhandelnden eine Strafe von 10 Milreis auferlegen, welche der Santa Casa zugute kommt.

— Die São Paulo Electric Company erhielt die Erlaubnis, in Brasilien arbeiten zu dürfen.

— Die Kolonisten der Fazenda Morungava bei Jahu streiken, weil sie keine Sonntagsarbeit verrichten wollten.

— Die Companhia Central de Lacteinios, bringt demnächst frische Milch auf den hiesigen Markt, welche sie in luftdicht verschlossenen Gefäßen versendet. Diese erhalten das Produkt länger als 8 Tage vollständig frisch. Die hierhergesandten Proben haben allgemein befriedigt.

— Von seinem Landgut in S. Manoel kehrte gestern der frühere Bundespräsident Dr. Rodrigues Alves nach hier zurück. Er nahm mit seiner Familie in der Rotisserie Sportsman Quartier.

— Die diesjährigen Gerichtsferien dauern bis zum 30. Juni.

— In hiesiger Stadt wurde gestern das Fest der Krönung König Georgs V. von der englischen Kolonie feierlich begangen. Um 12 Uhr wurde in der englischen Kirche ein feierlicher Gottesdienst abgehalten, zu welchem an alle Staats- und Zivilbehörden, sowie Konsuln sämtlicher Nationen und einer großen Anzahl Privatleuten Einladungen ergangen waren. Die Erschienenen wurden am Eingange des Gotteshauses vom englischen Vizekonsul, Herrn N. Miller, empfangen. Die feierliche Handlung schloß um 1 Uhr. Aus Anlaß der Feierlichkeiten

hatten alle Konsulate geflaggt. Ebenfalls prangten eine Anzahl Banken, Handels- und Privathäuser in Flaggenschmuck. Abends waren mehrere Gebäude illuminiert, besonders schön dasjenige der Light and Power am Largo Rosario und die Lightstation.

— In der vergangenen Woche starben hier 113 Personen, davon an folgenden Krankheiten: Märsen 5, Craup 32, Grippe 32, Beri-beri 1, Schwindsucht 6, Dysenterie 1, Syphilis 2, Krebs 2, gewaltsamen Todes 2, Selbstmord 1. Von den Verstorbenen waren 73 männlichen und 40 weiblichen Geschlechts; 39 waren unter 2 Jahren alt. In derselben Zeit wurden 58 Ehen geschlossen und 215 Geburten, darunter 18 Todgeburten, registriert.

— Es verlautet, die Companhia Light and Power habe die der Banco União gehörige Zweigbahn Sorocaba—Votoraum nebst der Fazenda Itupararanga käuflich erworben. Mit Vorbehalt geben wir auch das Gerücht wieder, daß dieselbe Compagnie die Empresa Electrica von Sorocaba für den Preis von 5000 Contos gekauft habe. Zweck dieser Käufe ist die Ausnutzung der Wasserfälle des Rio Sorocaba.

— Der Berliner „Vorwärts“ führt bekanntlich seit langem einen heftigen Feldzug gegen die Auswanderung nach Brasilien (merkwürdiger Weise nicht auch gegen Argentinien), wobei es ihm weder auf ein paar Verleumdungen, noch auf die Verallgemeinerung von vereinzelt bedauerlichen Vorfällen ankommt, wie nachstehender Erguß erweist: „Vom „Auswanderungsparadies“ in Brasilien. Zu unserer Warnung (in Nr. 52) vor unüberlegter Auswanderung nach den Ansiedlungsgebieten Brasiliens, sind uns noch Mitteilungen zugegangen, die auf Grund dort gemachter Erfahrungen uns durchaus beistimmen. Die Bemühungen der brasilianischen Bundesregierung, den Strom der Auswanderungslustigen Deutschlands an sich zu ziehen, haben schon manche deutsche Familie in bittere Not gebracht. Das bestätigen uns Personen, die nach Brasilien ausgewandert waren, aber schon im nächsten Jahre, wegen völligen Mißerfolges bei der Bebauung des ihnen von der Regierung zugewiesenen Landloses, sich nach Deutschland zurückketteten. Sie erklärten uns, daß sie keinem Deutschen raten möchten, sich in einer brasilianischen Regierungskolonie, die erst entstehen soll, niederzulassen. Schwierigkeiten ergeben sich für den deutschen Einwanderer schon aus dem Klima. Wer nicht von widerstandsfähiger Gesundheit ist, der vermag die Landarbeit unter der sengenden Sonne Brasiliens nicht zu leisten. Dazu kommt die Entlegenheit einer solchen Kolonie, in der die Ansiedler, hundert und mehr Kilometer von dem nächsten „größeren“ Ort entfernt, völlig auf sich selber angewiesen sind. Die umständliche Ausrüstung, die deshalb der Auswanderungslustige mit-schleppen zu sollen glaubt, verschlingt ein schönes Stück Geld, mehr als der Erlös seiner in der Heimat für ein Billiges verschleuderten Wirtschaftsstücke; drüben aber erweist sie sich größtenteils als wertlos. Wer nicht noch erhebliche Barmittel in die erst zu schaffende Kolonie mitbringt, bei dem stellt bald die lange Sorge sich ein, wie er bis zur ersten Ernte sich mit den Seinen durchfristen soll. Nur zu rasch fällt er dann der helfenden Regierung in die Hände. Sie gewährt ihm auf einige Zeit Unterstützung, zieht ihn aber nachher zur Mitarbeit an ihren Wegebauten heran, damit er hier sich seine Unterstützung verdient. Ein Kolonist, der aus Brasilien vor einigen

Monaten, um eine bitere Erfahrung reicher, zurückgekehrt ist, erzählt uns, wie es ihm drüben erging. Er hat an den Wegebauten mitgearbeitet, ungefähr einen Tag um den andern bei zehnstündiger Arbeitszeit für einen Lohn in Höhe von etwa 5 M., in heißer Sonnenglut unter Aufsicht brasilianischer Antreiber, die er uns als keineswegs angesehene Mitmenschen schildert. An den freien Tagen besorgte er seinen Landbau; aber als die Zeit der Ernte herankam, gab es für ihn — nichts zu ernten. Gediehen war nichts. Die einzige „Freude“, die er von seinem Acker hatte, waren die Millionen Ameisen brasilianischen Formats, die ihn heimsuchten und auch sein Häuschen nicht verschonten, sowie die Scharen von Mäusen und Ratten, die sich zwischen den Maisstauden tummelten und den Boden unterwühlten. Unser enttäuschter Kolonist ließ sein Land im Stich, raffte die letzten Mittel zusammen und kehrte nach Deutschland zurück. Andere, die gleichfalls keine Seide gesponnen hatten, besaßen nicht mal mehr soviel, um die Rückreise bezahlen zu können. Von allen ihren Ersparnissen, die sie vor ihrer Auswanderung gehabt hatten, war nicht ein Pfennig übrig geblieben. Aber auch sie gaben nach dem ersten Mißerfolg ihr Land auf, siedelten in die nächste Stadt über und schlugen sich als Lohnarbeiter durch.

Die Bundesregierung Brasiliens hat ein begreifliches Interesse daran, daß sich immer wieder andere finden, die zur Urbarmachung des Landes ihre Knochen hergeben wollen. Sie ist eifrig bemüht, immer neue Einwanderer nach Brasilien zu ziehen. Zu diesem Zweck hat sie in Europa ihre Propagandakommission, deren Agenten die Angeln auslegen. Zur Förderung der Einwanderung nach Brasilien wurden im Jahre 1907 Vorschriften für den „Bevölkerungsdienst“ dekretiert, die vermutlich noch jetzt gelten. Artikel 132 bestimmt, daß Einwanderern, die dort Erfolg haben, Reiseprämien zum Besuche ihres Heimatlandes gewährt werden können. Das geschieht offenbar in der Erwartung, daß sie daheim das „Auswandererparadies“ Brasiliens preisen werden, was dann wieder andere zur Auswanderung anreizt. Demselben Zweck dient wohl die Bestimmung des Artikels 134, daß durch Dolmetscher und „andere Mittel“ der Brief- und Depeschenaustausch zwischen Einwanderern und ihren in der Heimat zurückgebliebenen Verwandten und Bekannten erleichtert werden soll. Und schließlich wird im Artikel 136 ganz ohne Scheu erklärt, die Bundesregierung werde „zu den nötigen Mitteln greifen, um weit und breit im Ausland die natürlichen Vorteile und das leichte Leben bekannt zu machen, das Brasilien arbeitsamen Menschen bietet“. Gegenüber diesem Eifer der brasilianischen Bundesregierung können wir nur wiederholen, was wir schon in Nr. 52 sagten. Unsere Reichsregierung, im besonderen das Auswärtige Amt, sollte öffentlich Aufklärung darüber geben, welches „leichte Leben“ des deutschen Auswanderers in Brasilien harret, wenn er von offenen oder geheimen Werbern sich als Kolonist hinlocken läßt.

S. Paulo, Sonnabend, den 24. Juli.

— Dem Festprogramm zufolge, das die hiesige englische Kolonie aus Anlaß der Krönung Georgs V. aufgestellt hatte, fand gestern im festlich geschmückten Pavillon des S. Paulo Athletic-Club Empfang beim englischen Konsul, Herrn O'Sullivan Bea-

re, statt, an welchen sich ein Ball anschloß. Die Rua da Consolação war mit tausenden bunter Lampen, sowie mit Guirlanden und Fahnen prächtig geziert, und die vielen Teilnehmer wurden vom Komitee in liebenswürdigster Weise aufs beste bewirtet. Am 29. findet auf dem Grundstück des S. P. Athletic-Club ein großes Gartenfest statt, bei welchem es an verschiedenen Sportsübungen nicht mangeln wird.

— Wir berichteten vorgestern, daß der Vizepräfekt von S. Paulo das letzte Projekt der Light and Power bezüglich der neuen Wagentypen mit Begründung abgelehnt hat. Die Gesellschaft ändert nun den Plan resp. das Modell und ist bemüht, den Wünschen der Kammer nachzukommen. Als Vorlage für die neuen Wagen ist ein Modell der „People Railway“, eines in Newyork erscheinenden Fachblattes, gewählt worden.

— Der Radfahrer José Gomes Fernandes wurde vorgestern abend das Opfer eines Unglücksfalles. Er fuhr die Ladeira do Theatro bergab und stieß mit seinem Rad in schnellster Fahrt gegen ein Haus in der Rua Formosa. Er trug hierbei schwere Verletzungen am Kopf davon und mußte in die Santa Casa gebracht werden.

— Im Schaufenster des „Estado de S. Paulo“ sind verschiedene Baumwollmuster S. Paulos und Nordamerikas („Big-Ball“) ausgestellt, welche auf den Versuchsfeldern der Herren Pereira, Ignacio & Co., in Sorocaba gepflanzt wurden, wo diese Firma große Baumwollölfabriken und eine Reinigungsmaschine besitzt.

— Wer der Entwicklung der modernen Raumkunst mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird die Beobachtung gemacht haben, daß unsere Innenkünstler bestrebt sind, Räume und Hausgeräte zu schaffen, die nicht der flüchtigen Erscheinung der Mode unterliegen. Diesem Bestreben kam vor allem die künstlerische Weiterentwicklung des Eigenhauses entgegen. Hier will man Räume und Möbel, die die Solidität und Beständigkeit eines wohlhabenden Bürgertums auch nach außen widerspiegeln; hier sind auch die besten Vorbedingungen gegeben, eine neue Patrizierkultur erstehen zu lassen. Nicht ökonomische Erwägungen sind hierbei richtunggebend, sondern die Neigung, sich mit Hausgerät zu umgeben, dessen Materialgediegenheit sich mit einer ausgereiften, erprobten Formgebung verbindet und über dessen Besitz auch der Enkel noch stolze Freude empfinden darf. Maßgebende Vorbilder solcher Raumkunst finden sich in dem soeben erschienenen Juniheft „Innen-Dekoration“ (Verlags-Anstalt Alexander Koch-Darmstadt). Es werden darin Hallen und Wohndielen, Herrenzimmer, Speisezimmer usw. vorgeführt, die in hohem Maße geeignet sind, Generationen zu dienen, deren künstlerische und heimliche Reize noch durch die Patina des Alters erhöht werden dürften. Solche stattliche Räume, in denen die zeitweise in die Erscheinung getretene Nüchternheit aufs glücklichste vermieden sind, dürfen in der Tat als Erzeugnisse einer höchst gesteigerten Wohnkultur angesprochen werden. Daneben bringt das Heft noch eine große Anzahl bürgerlicher Räume und Einzeilmöbel von Prof. Paul Lang-Stuttgart. Wie aus den Abbildungen deutlich ersichtlich ist, ließ sich der Architekt im besonderen von der Absicht leiten, Möbel und Interieurs zu schaffen, welche die dienenden Funktionen bürgerlichen Hausrats am besten zu erfüllen, den Forderungen des Alltags entsprechende Helfer zu sein vermögen.

Machina Especial „Combinada“ zur Kaffee-Reinigung.

Aus zwei Teilen bestehend, zur leichteren Handhabung

Die vollkommenste Maschine, weil sie aus dem berühmten Schäler Mecanica und dem unvergleichlichen Separator Monitor, verbunden mit 4 Verlesern, besteht.

Von hervorragender Solidität und grösster Dauerhaftigkeit, zerbricht den Kaffee nicht und gibt die in Santos besttaxierten Qualitäten.

Dieses System stellt die billigste Vereinigung der erforderlichen Kaffee-Reinigungs-Maschinen dar

Es ist das letzte Wort über Kaffee-Maschinen. Jede Installation ist ein Erfolg.

Zahlreiche Anerkennungsschreiben stehen zur Verfügung der Interessenten.

Companhia Mechanica e Importadora de São Paulo

Rua 15 de Novembro 36.

1359

Dann folgen Landhausbauten mit Parkanlagen, Tee- und Brunnenhäuser usw. von Architekt J. Mallebrein-Freiburg, Restaurations- und Speisesäle, zuletzt werden noch beachtenswerte Glasmalereien u. Mosaikverglasungen geboten, als deren künstlerische Urheber Prof. Otto Gußmann, Prof. Josef Goller, Ludw. Hohlwein, Julius Klinger u. a. zeichnen und die das Interesse für diesen stimmungsvollen dekorativen Schmuck repräsentativer Räume in wünschenswerter Weise wecken und steigern. Das äußerst reichhaltige Heft enthält ca. 60 meist ganzseitige Abbildungen und schöne Sepiadrucke und ist für Mk. 2.50 in jeder Buchhandlung einzeln käuflich.

— In Agua Vermelha, hinter Osasco, wurde in seiner Hütte der über 90 Jahre alte Schwarze Joaquim Congo tot aufgefunden. Es handelt sich um einen natürlichen Tod, wie die Leichenschau ergab.

— Wie wir gestern schon kurz gemeldet haben, ist von heute an die Light and Power Besitzerin der großen Wasserfälle von Ituparanga im Munizip Sorocaba geworden. Die enorme Wasserkraft war bisher Eigentum der Comp. Luz e Electrica von Sorocaba. Durch diese Erwerbung ist natürlich die Light and Power bedeutend leistungsfähiger geworden. Die hydraulischen Anlagen können enorm vergrößert werden, da genügend Kraft vorhanden ist, um allen Anforderungen vollauf zu genügen.

— Die Araraquarensen Eisenbahn-Gesellschaft gewährte der Stadt Mattão 50 Prozent Ermäßigung im Frachttarife für die Beförderung der Materialien, die zur Regulierung der Wasserabflüsse sowie zur Anlage einer Kanalisation gebraucht werden.

— Laut telegraphischer Mitteilung verstarb vorgestern Herr Christoph Hehl, Professor an der Königlich-Technischen Hochschule in Berlin. Der Verstorbene ist der Bruder des Herrn Ingenieurs Dr. Max Hehl, Prof. an der Polytechnischen Schule

in S. Paulo. Wir sprechen Herrn Dr. Hehl unser aufrichtiges Beileid aus.

— Die Präfektur macht bekannt, daß in Ausführung der Bestimmung über die Müllabfuhr nur mit einem Deckel versehene Gefäße auf die Straße gestellt werden dürfen. Zuwiderhandlungen werden mit 10\$ Geldstrafe geahndet. Ferner wird verboten, Fruchtschalen und dergl. auf die Fußsteige zu werfen. Letzteres sollte ebenfalls bestraft werden, weil durch achtlos fortgeworfene Bananen- und Orangenschalen schon mancher sein Bein gebrochen hat.

— Gestern Nachmittag wurde wieder ein kleines Kind von einem Lastwagen überfahren. Es handelt sich um die 3jährige Tochter des in der Rua João Jacintho wohnhaften Alexandre Sacconi, welche schwer an den Beinen verletzt wurde. Der Führer des Wagens wurde mit 50\$ bestraft.

— Der Schwarze Sebastião Mariano Aranha ist hiesiger Polizeiagent und wie so mancher von dieser Zunft nimmt er es mit seiner Amtswürde nicht so genau. Ihm wurde die Verführung eines 17jährigen, italienischen Mädchens zur Last gelegt und darauf seine Verhaftung verfügt.

— Der Kommission für die Organisation einer „Assistencia a Infancia“ haben die Besitzer der bekannten Restauration „Progredior“, die Herren Leiroz und Livreri, ihr Etablissement für den 1. Juli unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Dieser generöse Zug hat den Herren in der öffentlichen Meinung sehr viel Sympathien gebracht.

— Das Eisenbahnunglück bei Cravinhos wurde nicht, wie wir berichtet, durch einen Schurkenstreich verursacht, sondern durch die Fahrlässigkeit des Lokomotivführers, welcher mit großer Geschwindigkeit eine Kurve nahm und dann die Weiche übersah. Der verunglückte Heizer war erst seit zwei Monaten verheiratet.

— Der Justizsekretär, Dr. Washington Luiz, begab sich gestern in Begleitung seiner Familie auf

seine Fazenda bei Rio Claro.

— Einige hiesige Hermisten beabsichtigen, demnächst im Jardim da Luz ein Meeting zugunsten der Kandidatur Dr. Rodolpho Mirandas zum Staatspräsidenten abzuhalten.

— Die bekannte Kaffeeirma Nortz & Co. in Havre schreibt uns unter dem 3. Juni: Der Markt verkehrte auch in dieser Woche in stetiger Haltung bei ziemlich lebhaftem Geschäft. Seit gestern war die Tendenz ein wenig schwächer infolge der stärkeren Zufuhren in S. Paulo. Diesem Rückgang als solchem messen wir indes wenig Bedeutung bei. Wir glauben im Gegenteil, daß mit Zunahme der Zufuhren das eingetreten ist, was wir schon in unseren letzten Berichten sagten: daß die Konsummärkte von Brasilien Konzessionen haben wollen, während Brasilien selbst, das schon ziemlich verkauft hat, widerstehen wird. Unsere Ueberzeugung ist, daß bei diesem unvermeidlichen Ringen die Konsumländer in Nachteil sind. Von befreundeter Seite wurden wir erst kürzlich darauf aufmerksam gemacht, daß der Platz Santos heute imstande ist, 4 Millionen Sack Kaffee einzulagern, und Santos um so geneigter sein wird, diese Möglichkeit auszunützen, als bekanntlich die Bankdirektoren drüben einander die Türklinke reichen, um den Inhabern Vorschüsse auf Kaffee anzubieten. Von Brasilien haben wir heute zwei sehr interessante Briefe erhalten. In dem einen wird uns geschrieben, daß das Aufbereiten des ersten Kaffees stark unter Nässe gelitten habe. Im übrigen hätte die vorhergehende Dürre großen Einfluß auf die Entwicklung der Früchte gehabt und die Bohnen hätten sich schlecht und unregelmäßig entwickelt. Der betreffende Freund schreibt, er glaube, daß die Ernte wohl 11 Mill. Sack ergeben werde, es müßte denn sein, daß das Rendement beim Enthülsen sich schlecht gestaltete. Ein anderer unserer Freunde schreibt, daß er die Ernte, für die in Santos 10½ Mill. Sack angenommen werde, auf 11 bis 11¼ Mill. schätze, nach den Erfahrungen, die er im Distrikt Ribeirão Preto und Sorocabana gemacht habe. Auch dieser Korrespondent sagt, daß der Regen den hereinkommenden Kaffees etwas geschadet hätten, daß die vorhergehende Hitze aber derart stark gewesen wäre, daß auch jetzt noch ein Teil der Fazenden an regelmäßigem Betriebe ihrer Reinigungsmaschinen durch ungenügende Wasserzufuhr gehindert seien. Dieser Freund fügt sodann noch Folgendes bei: Das Anpflanzen neuer Kaffeefelder geschieht allgemein, und niemand kümmert sich mehr recht um das Anpflanzungsgesetz, derart, daß ein größeres Haus das Anpflanzen von 500.000 Kaffeebäumen im Distrikt Bauru öffentlich ausgeschrieben hat. Wir übergeben diese letztere ziemlich formelle Mitteilung der Öffentlichkeit, weil wir sehr gern Dementis derselben erhalten möchten, und um Gegenmeinungen zu provozieren. Vorläufig sind diese Nachrichten ohne große Wichtigkeit, da ja jetzt angepflanzte Kaffeebäume immer noch fünf Jahre brauchen, bis sie überhaupt mitzählen, während wir andererseits bis dahin mit einer völligen Verschiebung von Konsum und Produktion zu rechnen haben. Wir behalten nach wie vor, ohne besonders bevorstehende Ereignisse zu erwarten, vorerst eine günstige Meinung für die Entwicklung von Kaffee.

S. José. In kurzer Zeit tritt in diesem Theater die französische Gesellschaft Chatelet auf. Dirigent ist Herr Lajeunesse. Unter den Künstlern finden wir außer anderen die Namen René, Gervais, Emilia René, Houtefeuille, Martin Durvat, Blanche Dellys, Marco und Vilanie.

Bijou-Theatre. Heute Matinée mit verschiedenen vorzüglichen Filmen.

Radium. Nachmittags 2 Uhr: Matinée. Abends unter anderen folgende Filme: „Jagd auf weiße Bären“, „Die Besserung des Banditen“ und das Drama „Die heldenhafte Lüge.“



— Ein großer hygienischer Fortschritt muß in der Art erblickt werden, wie Knorr in Heilbronn seine Maccaroni fabriziert. Es geschieht nämlich von A bis Z automatisch. Die Trocknung vollzieht sich mit frischer Luft in einem Tag. Daß solche Maccaroni besonders gut schmecken, liegt auf der Hand. Die populärste sind Knorr's Hahn-Maccaroni.

Tournée Pietro Mascagni. Die unter Leitung des bekannten Komponisten stehende Gesellschaft wird am 29. ds. ihre Eröffnungsvorstellung im Polytheama geben. In ihrem Repertoire finden wir „Isabeau“, „Bohème“, „Cavalleria rusticana“, „Amico Fritz“, „Iris“ und „Amica“ von Mascagni, „Baile de mascaras“ und „Don Carlos“ von Verdi, „Lohengrin“ von Wagner und „Mephistopheles“ von Boito.

S. Paulo, Montag, den 26. Juni.

— Unzählige Male haben wir schon über die grenzenlose Mißwirtschaft auf unserer Post geschrieben und mit uns die gesamte Presse S. Paulos; es ist wirklich skandalös, mit welcher unbeschreiblicher Nachlässigkeit gerade diejenige Verkehrseinrichtung funktioniert, auf deren Pünktlichkeit und Ordnung sich das gesamte Handelswesen basiert. Aber bisher sind alle Reklamationen, Vorstellungen, Rügen etc. ohne Erfolg geblieben; an oberster Stelle hat man anscheinend kein Verständnis dafür, denn fast täglich wiederholen sich die „Unregelmäßigkeiten“, die man ruhig „Spitzbübereien“ nennen darf, weil mit dem Verschwindenlassen selbst einfacher Briefe eine unlautere Absicht verbunden ist. Würden die betreffenden Postbeamten, denen Pflichtverletzungen nachgewiesen werden, zur Verantwortung gezogen und gerichtlich oder disziplinarisch streng bestraft, so müßte der Betrieb unbedingt besser werden; das Publikum wäre alsdann einigermaßen beruhigt. Leider aber ist daran nicht im entferntesten die Rede, und es wiederholen sich gerade in letzter Zeit die traurigsten Vorfälle. Erst vorgestern wieder kam ein Fall vor, daß durch einen Postbeamten 66, sage und schreibe 66 Briefe, geöffnet und in den Hofraum eines leerstehenden Hauses geworfen wurden! Derartiges ist aber auch nur bei uns möglich. Es sollte uns höchst freuen, wenn der Anarchie auf unserer Post bald einmal ein Ende bereitet und der Augiasstall von „oben“ gründlich gereinigt würde. — Mit der Zustellung unserer Zeitung hat es in letzter Zeit auch wieder gemangelt. Wir senden sie stets pünktlich ab, es ist uns jedoch von Abonnenten mitgeteilt worden, daß der Briefträger sich bei ihnen entschuldigt hätte, wegen Arbeitsüberbürdung die Zeitung erst am nächsten Tage bringen zu können. — In der Rua Miller hatten sich vorgestern abend verschiedene Familien zu einem Feste eingefunden. Nach Mitternacht verursachte der Soldat Manuel An-

tonio Lopes dadurch, daß er einem jüngeren Festteilnehmer mehrere Knüppelliebe versetzte, einen ernstesten Konflikt, an welchem sich mehrere Zivilpersonen, wie die in der Nähe postierten Schutzleute beteiligten. Mehrere Personen wurden verhaftet, unter ihnen auch der obengenannte Soldat, der sich jedoch energisch zur Wehr setzte und erst nach vieler Mühe dingfest gemacht werden konnte.

— Vor einem Cinematheater in der Rua Conselheiro Ramalho unterhielten sich vorgestern abend mehrere junge Leute in der Nähe der Bondslinie, als plötzlich ein Straßenbahnwagen anfuhr. Beim Ausweichen vor diesem geschah es, daß einer den anderen anrampelte, wodurch der italienische Tischler Alberto Vismore vom Wagen erfaßt und zu Boden geschleudert wurde. Er erlitt dabei ernste Verwundungen im Gesicht und am Kopfe, weshalb er ins Allgemeine Krankenhaus geschafft werden mußte.

— Seit 5 Tagen ist der Kassierer der Firma Rodolpho Crespi namens Piantanilla spurlos verschwunden. Man glaubte zuerst, daß er ein Manko in der Kasse zurückgelassen habe, doch wurde dieses durch die Prüfung der Bücher widerlegt. Das Verschwinden des Herrn erregt in hiesigen Kreisen einige Beunruhigung, da es nicht ausgeschlossen ist, daß er einem Verbrechen zum Opfer gefallen sein könnte. Nach anderer Version ist er einer jungen Schönen in die Netze geraten und wahrscheinlich mit ihr auf Reisen gegangen. Hoffen wir das letztere.

— Die S. Paulo Railway beabsichtigt, zwischen Santos und Jundiahy einen Speisewagen den Morgenzügen anzugliedern, um den Reisenden Gelegenheit zu geben, während der Fahrt frühstücken und sich längere Zeit geschäftlich am Orte aufhalten zu können.

— Wir glaubten schon, dieses Jahr keinen Unfall, den die Spielerei mit Feuerwerk zu S. João verursacht, melden zu brauchen, doch ist wieder durch die Explosion einer Bombe einem 7 jährigen Knaben, Alvaro, Sohn des in der Rua Antonio de Mello wohnhaften Caetano Vabingo, die rechte Hand zerrissen worden. Er wurde auf der Zentrale verbunden und in die Santa Casa gebracht.

— Dem Juniheft von Velhagen und Klasings Monatsheften gibt einen Mehrklang von farbigen Gemälden Hans Hermanns einen besonders fröhlichen Reiz. Es sind Szenen aus dem holländischen Fischerleben, wie sie des Künstlers Meisterhand zu packender Wirkung zu bringen weiss. Ein besonderer Künstleraufsatz ist die Malerei Elisabeth Sirani gewidmet, die der Guido Reni-Zeit angehört. Acht Abbildungen in Tondruck geben die hauptsächlichsten Werke dieser interessanten jungen Künstlerin nieder, die als Wunderkind auftauchte, überraschend schnell den Siegeslauf zur vollen Anerkennung aller italienischen Kunstkreise zurücklegte, um im 27. Lebensjahr auf romantische Weise den Tod zu finden. Größere illustrierte Aufsätze bringt das Juniheft ausserdem von Willi Rath, der die Freilichtbühne und ihr Publikum behandelt, und von Georg Queri, der von dem Mittenwalder Geigenbau plaudert. „Adel und Gesellschaft in England“ behandelt anlässlich der Krönungsfeierlichkeiten in London ein vorzüglicher Kenner englischer Verhältnisse: O. v. Gottberg. „Das sterbende Bayreuth“ nennt Dr. W. Kleefeld eine Darstellung der Bayreuther Verhältnisse. Ein Beitrag des Generals der Kavallerie v. Bernadi spricht über den „ewigen

Frieden.“ Dr. Gustav Zieler führt die Wissenschaft und Kunst im modernen Frankfurt vor. Dr. Leopold Hirschberg teilt eine unbekannte Dichtung von Friedrich Rückert mit, die dem Heft als Beilage im Originalformat des bisher ungedruckten Manuskripts beigegeben ist: Friedrich Rückerts Intermezzo „Napoleon, der Rezensent und Dichter“. Einen interessanten Einblick in die Geschichtsforschung gibt Professor Dr. Brünner in seinem Essay „Die Sage von der Doppelhebe des Grafen von Gleichen“. Ausser dem Roman „Die lachende Maske“ von Paul Oskar Höcker und „Die Liesegang-Mädchen“ von Viktor von Kohlenegg enthält das Juniheft die selbständigen Novellen „Im Café Florian“ von Carl Bulcke und „Die beiden Edelleute“ von Carl Federn.

— Seit vorgestern weilt in unserer Stadt der Militärattaché der englischen Gesandtschaft in Rio, Herr Oberstleutnant Eduard Grogan. Derselbe wohnte heute Morgen in Begleitung des englischen Konsuls den militärischen Uebungen des 1. Bataillons und der Kavallerie auf der Varzea do Canindé bei. Heute Nachmittag wird er dem Staatspräsidenten seinen Besuch machen.

— Eine Kommission des Großhandels beabsichtigt, dem von seiner Reise nach Rio und Minas zurückkehrenden Munizipal-Präfecten, Herrn Raimondo Duprat, einen festlichen Empfang zu bereiten.

— Unser ältester Kollege, der „Corcio Paulistano“, tritt heute in das 58. Jahr seines Bestehens. Aus kleinen Anfängen hervorgegangen, ist dieses Blatt heute ein angesehenes Publikationsorgan, das mit modernen Maschinen und bestbefähigtem Personal ausgestattet, seinerseits so recht den Fortschritt S. Paulos vor Augen führt. Wir bringen dem verehrten Kollegen unsern aufrichtigen Glückwunsch dar.

— Den Hafen von Santos passierten gestern 504 russische und schwedische Einwanderer, welche sich in Parana und Rio Grande do Sul als Kolonisten ansiedeln wollen.

S. Paulo, Dienstag, den 26. Juni.

— Gestern hatte sich der Lastkutscher Bartolo Revecci einen gehörigen Rausch angetrunken. Als er nun abends 6 Uhr seinen Penaten zustrebte, verlor er das Gleichgewicht und fiel zu Boden. Das wäre nun allerdings nicht schlimm gewesen, wenn er nicht eine Viehscheere in der Hand gehalten hätte; diese drang ihm unglücklicher Weise beim Fallen in die Herzgegend, weshalb er seitens der Polizei schnell in die Santa Casa geschafft werden mußte.

— Am 24. ds. fand ein Fußballmatch zwischen dem Fluminense Fußballklub aus Rio und den hiesigen Palmeiras statt, welches eine gewaltige Zuschauermenge nach dem Velodrom gelockt hatte. Unsere vorzüglichen Palmeiras siegten nach interessantem Spiel mit der hohen Torzahl von 8 gegen 2 Goal. Vorgestern standen sich die Klubs Germania und Ipiranga gegenüber und unterlag der erstere auch dieses Mal wieder mit 1 gegen 3 Goal.

— Das Steinwerfen seitens der Straßensöhne hat seit alters her nicht nur zerbrochene Fensterscheiben u. dergl. gekostet, es ist auch mancher Wurf die Ursache schwerer oder leichter Kopfwunden geworden. So wurde gestern Abend 6 Uhr der 16-jährige Roberto Petrillo in der Rua Barão de Itapetininga von einem Stein an den Schädel getroffen. Er wurde auf der Centralpolizei verbunden.

Bundeshauptstadt

Rio, Mittwoch, den 21. Juni.

Angebliche Internationale Ausstellungen in London, Paris usw. Vor einiger Zeit hatten wir vor einem in Europa bekannten Schwindel gewarnt, der von Leuten betrieben wird, die sich Ausstellungs-Agenten nennen und Gewerbetreibende zur Beschickung von Ausstellungen unter dem Anerbieten zu gewinnen suchen, alle Kosten einschließlich der der Platzmiete zu tragen. Die Aussteller sollen dagegen sich verpflichten, im Falle der Prämierung ihrer Waren eine bestimmte Summe dem Agenten zu zahlen. Es handelt sich in diesen Fällen, wenn überhaupt um eine Ausstellung, nur um eine private des Agenten oder seiner Helfershelfer, auf der jeder Aussteller „den großen Preis“, die „goldene Medaille“ oder dergleichen erhält. Einen Wert hat eine derartige Auszeichnung nicht. Wir erfahren heute, daß derartige Anwerbungen in Amerika erneut versucht werden sollen und warnen alle Geschäftsleute dringend, sich auf derartige Verträge einzulassen. Auch scheint es uns im allgemeinen Interesse dringend erwünscht, daß die Presse Brasiliens diese Warnung möglichst verbreite.

Der argentinische Statistiker Gabriel Carrasco hat unseren Statistikern Schaumschlägerei vorgeworfen, weil sie bei der Zählung der Bevölkerung der Bundeshauptstadt auch ganz entfernte Vororte, wie Guaratiba, Sepetiba usw. einbegreifen. So ganz unrecht hat Herr Carrasco nicht, denn zwischen den wirklichen Vororten und jenen Flecken liegen große Strecken unbewohnten Landes, die die Stadt deutlich von den zum Bundesdistrikt gehörigen anderen Siedlungen scheiden. Man kann also wohl den ganzen Bundesdistrikt an Einwohnerzahl mit Buenos Aires vergleichen — darauf nämlich läuft das Bestreben unserer Statistiker und die Polemik der Argentinier hinaus — nicht aber die eigentliche Stadt Rio de Janeiro. Im übrigen halten wir es für gar kein Unglück, wenn unsere Hauptstadt an Einwohnerzahl hinter der argentinischen zurücksteht, denn das beweist doch nur, daß unsere Verhältnisse gesünder sind. Auch der fanatischste Zahlenfreund wird nicht leugnen können, daß ein Land, in dem von 6 Millionen Einwohnern über eine Million in einer einzigen Stadt wohnt, nicht in gedeihlicher Entwicklung begriffen ist. Sondern diese Stadt ist offenbar ein Wasserkopf, der alles Leben des Landes aufsaugt. Und die tatsächlichen Zustände in Argentinien geben dieser theoretischen Erwägung bekanntlich Recht. Wir wollen also ganz zufrieden sein, daß von unseren 20 oder 22 Millionen — vielleicht sind es auch 25 — nicht 20 Prozent in einer einzigen Stadt zusammengehäuft sind, sondern daß wir eine große Anzahl alter Mittel- und Kleinstädte besitzen und daß viele unserer Oststaaten verhältnismäßig gleichmäßig über ihren ganzen Flächenraum hin besiedelt sind. Möge daher Herr Carrasco Recht behalten und Guaratiba für sich gezählt werden!

Bei dieser Gelegenheit sei noch eine andere Bemerkung gemacht. Unser Bundesdistrikt ist räumlich eigentlich nicht übermäßig groß und außerdem durch Bahnen und Straßen recht gut erschlossen. Trotzdem haben wir noch keinen einzigen Präfekten gehabt, der den ganzen Bezirk wirklich kannte. Es ist daher schon angeregt worden, Un-

terpräfecturen zu schaffen, und diese Einrichtung wäre vielleicht wirklich von Vorteil, denn der Bundesdistrikt zerfällt in deutlich unterschiedene Zonen, deren Interessen oft verschieden, teilweise sogar entgegengesetzt sind. Schon innerhalb der eigentlichen Stadt haben wir Zonen so verschiedenen Charakters, wie in London etwa die Straßen von Whitechapel sich von denen des vornehmen Westens oder in Berlin der Wedding vom Tiergartenviertel unterscheiden; man vergleiche z. B. einmal Botafogo mit der Saude! Es sind nicht nur soziale, sondern auch moralische Unterschiede. Und nun vollends Rio und Guaratiba! Es ist klar, daß zwischen beiden Orten verhältnismäßig wenige gemeinsame Interessen bestehen können, und es wäre daher nur gerechtfertigt, wenn durch die Schaffung von Unterpräfecturen auch jene Teile des Bundesdistrikts zu dem kämen, was ihnen gebührt.

Unverdientes Pech hat die British Bank of South America Ltd., die hier und in S. Paulo, Bahia, Santos, Buenos Aires, Montevideo und Rosario arbeitet. In London ist ein kleines Bankinstitut zusammengebrochen, die Birkbeck Bank, und obwohl die Ähnlichkeit der Namen eigentlich nicht sehr groß ist, haben irgendwelche Schlauberger hier herausgefunden, daß es sich um die British Bank handele. Nun hat die British Bank seit etwa Jahresfrist sich den Bedürfnissen des Publikums angepaßt und die Einrichtung der beschränkten Conto-Corrente geschaffen, d. h. sie nimmt Spareinlagen von 50 Milreis aufwärts an und zahlt ohne Kündigung jederzeit zurück. Sie hat damit einen grossen Erfolg erzielt, denn obwohl die Bundessparkassen dasselbe bieten, so hat das englische Bankunternehmen doch einen großen Vorteil: Einzahlung und Auszahlung erfolgt in denkbar kürzester Frist, während man bei unseren hochwohlwollenden Bundesinstituten bekanntlich oft stundenlang warten muß. Die Bank bietet auch alle denkbare Sicherheit, denn nicht nur übersteigt der Reservefond das eingezahlte Aktienkapital, sondern auch sonst ist die Geschäftsführung solid, was sich am besten vielleicht aus dem Umstand ergibt, daß die neuen Aktien des Unternehmens, die kürzlich aufgelegt wurden, mit 100 Prozent Aufschlag auf den Markt gelangten. Aber davon versteht der kleine Sparer nichts, ebenso wenig wie er Birkbeck Bank und British Bank auseinanderhalten kann. Die Folge war denn auch ein regulärer „Run“ auf die Bank, die nicht wenig erstaunt war, daß so plötzlich an ihrer Zahlungsfähigkeit gezweifelt wurde. Wenn diese Zeilen zum Druck gelangen, wird sich der Sturm im Glase Wasser aber wohl schon wieder gelegt haben.

Wir berichteten neulich von der Verschiebung nach der Strafkolonie auf der Ilha Grande, die unser würdiger Polizeichef aus eigener Machtvollkommenheit ohne richterliches Urteil betreibt. Zu den Verschiebten gehörte auch ein gewisser Marengo José, dem es gelang, ein „Habeas Corpus“-Gesuch einzureichen, noch ehe die Verschiebung erfolgt war. Auf die Anfrage des Appellations-Gerichtes bei der Polizei kam die Antwort, daß Marengo tatsächlich nach der Strafkolonie gesandt worden wäre, aber als „freier Arbeiter“ gemäß Artikel 72 und 73 des betreffenden Reglements! In Anbetracht des „Habeas Corpus“-Gesuches jedoch werde die Polizeiverwaltung ein Telegramm an den Direktor der Strafkolonie schicken mit der Anweisung, Marengo als entlassen zu betrachten und bei erster Gelegenheit

nach der Stadt zurückzuschicken. Infolge dieser Information, die beweist, daß wir uns immer mehr russischen oder — haitianischen Zuständen nähern, erachtete das Gericht das „Habeas Corpus“-Gesuch für erledigt.

— Der Streit zwischen dem Vorstande des Jockey-Clubs und dem Herrn Luiz José Alves gewinnt nach den neuesten Informationen ein anderes Gesicht. Die Karte eines „zeitweiligen Mitgliedes“, die Herr Alves vorwies, war gar nicht, wie man erst annehmen mußte, auf Präsentation eines wirklichen Mitgliedes für ihn ausgestellt worden, sondern für einen anderen Herrn, der sie ihm übertragen hatte. Diese Uebertragung hatte der Richter als gültig anerkannt und daraufhin die Dokumente wegen polizeilicher Durchführung des „Habeas Corpus“ ausgestellt. Aber der gesunde Menschenverstand muß jedem sagen, daß die Uebertragung nicht gültig sein konnte. Bei gewöhnlichen Eintrittskarten ist es etwas anderes, aber eine Karte, die so persönlich gedacht war, daß zu ihrer Ausstellung die Präsentation durch ein Clubmitglied gefordert wurde, kann unmöglich ohne Zustimmung des ausstellenden Vorstandes übertragen werden. Wenn der richterliche Entscheid zu Recht bestände, dann ließe ja jeder Bürger, der etwa einen Ball veranstaltet, zu dem er Einladungen versandte, Gefahr, durch richterliches Urteil zur Zulassung völlig Unbekannter, wovon natürlich von Vagabunden, gezwungen zu werden, weil zufällig ein Eingeladener die Laune hatte, seine Einladungskarte an eine andere Person zu übertragen. Es handelt sich also nicht um den an und für sich albernen Streit zwischen dem Club-Vorstand und Herrn Alves, sondern um eine Prinzipienfrage, die für alle Vereine und alle Privatleute von Wichtigkeit werden kann. Das Verhalten des Hrn. Alves aber, über dessen Aufdringlichkeit wir uns ja schon gestern äußerten, erscheint in immer überlatterem Lichte. Der Schaden für den Jockey-Club ist sicherlich bedeutend, denn es waren ungefähr 5000 Personen auf der Bahn versammelt, von denen mehr als die Hälfte „zeitweilige Mitglieder“ geworden waren.

— Der „Correo da Manhã“ hat wieder einmal versucht, gegen den Bundespräsidenten im Staate S. Paulo Mißtrauen zu säen, indem er behauptete, der Marschall habe die Zustimmung zur Erneuerung des Kontraktes der französischen Militärmision bei den Polizeitruppen des Staates verweigert. Die Behauptung ist absolut unwahr. Der Bundespräsident hat vielmehr die nötige Erlaubnis bereits gegeben, da er die Fortsetzung der Ausbildung der staatlichen Polizeitruppen für wünschenswert hält. Er unterstützt ferner den Plan der Paulistaner Staatsregierung, ein Gestüt zu schaffen, das die nötigen Remonten für die Staats- und Bundeskavallerie liefern soll. Von einem feindseligen Verhalten des Marschalls gegen S. Paulo kann also keine Rede sein.

— Von sehr geschätzter Seite wird uns geschrieben: Die Einrichtungen des Hafens von Rio de Janeiro zur Erleichterung der Schifffahrt haben kürzlich eine willkommene Vermehrung erfahren durch das neue Trockendock, das die Companhia Commercio e Navegação in Nietheroy (Toqui-Toqui) der Benutzung durch die Interessenten übergeben hat. Das erste Schiff, das in das Dock eingelaufen ist, und zwar mit der vollen Ladung von ungefähr 6600 Tonnen, war der englische Dampfer Myrtle Branch von der Nautilus Steam Shipping Company in Sun-

derland, ein Schiff von 3741 Register-Tonnen brutto Raumgehalt, das damals, als es in das Dock einlief, mit 23,5 Fuß im Wasser lag. Das Einlaufen sowie das Verlassen des Dockes vollzog sich ohne die geringste Schwierigkeit schnell und sicher. Es läßt sich leicht berechnen, welche Ersparnis dadurch gemacht wurde, daß das Löschen und Wiedereinnehmen der Ladung wegfiel, ganz abgesehen von dem Zeitgewinn und der bei der doppelten Operation unvermeidlichen Beschädigung der Ladung. Das Dock ist mit der größten Sorgfalt erbaut und mit allen Hilfsmitteln der Schiffsbaukunst der Neuzeit versehen. Die Größenverhältnisse sind folgende: Länge 550 Fuß, Breite 75 Fuß, Tiefe 30 Fuß. Demnach reicht das Dock auch für die großen Ueberseedampfer aus. Es stellt einen wertvollen Zuwachs für die hiesigen Hafenanlagen dar, zu dessen Ausführung wir der unternehmenden Companhia Commercio e Navegação und ihrem fähigen Leiter, Dr. Antonio R. Alves de Faria, aufrichtig Glück wünschen.

— In einem hiesigen Morgenblatte lasen wir Betrachtungen über die Reklame, die die Geheimpolizisten unter der hervorragenden Amtsführung des Herrn Belisario Tavora für sich treiben dürfen. In allen illustrierten Zeitungen und Zeitschriften kann man nämlich bei jedem kriminellen Ereignis Photographien der beteiligten Geheimpolizisten mit Namen und Titel sehen. Das Blatt findet das Verfahren sehr praktisch — für die Verbrecher nämlich. Für Anfänger im Handwerk und für Gastspieler von außerhalb läßt sich aus diesen Bildern eine Galerie des gesamten Geheimpolizeikorps herstellen, deren aufmerksames Studium natürlich für die Spitzbuben von hohem Wert ist. Die Kritik ist nicht unberechtigt, obwohl wir von anderer Seite hören, daß diejenigen, die auch im Verkehr am wenigsten Geheimnis aus ihrem geheimen Berufe machen, die Geheimpolizisten selber sind, so daß also auch die Veröffentlichung von Bildern ihrem Geheimnis keinen Abbruch tut. Es wird sogar von einem dieser Beamten erzählt, der, als er die Nachricht von seiner Ernennung erhielt, schleunigst zur Druckerei lief und sich Visitenkarten herstellen ließ mit dem Aufdruck: „Fulano de Tal, Geheimpolizist“. Wahrscheinlich überreichte er diese Karten den Herren Spitzbuben, wenn er Beziehungen mit ihnen anknüpfte! Bei dieser Gelegenheit sei übrigens auch die Sparsamkeit der Geheimpolizisten lobend hervorgehoben: obwohl ihr Gehalt wirklich nicht groß ist, bringen es viele von ihnen fertig, reiche Diamantringe und schwere goldene Uhrketten zur Schau zu tragen. Sicher ein nachahmenswertes Beispiel für die nunmersatten übrigen Beamtensategorien.

— Die Leopoldina Railway Company hat ihren Jahresbericht veröffentlicht. Wir entnehmen dem Bericht die interessante Mitteilung, daß die Bahngesellschaft auf der Petropolislinie das Doppelgeleise, das vorläufig nur bis Merity reicht, ganz durchführen und daß sie ferner beabsichtigt, auf dieser Linie den elektrischen Betrieb einzurichten. Sie hat deshalb schon Verhandlungen mit der Light and Power angeknüpft und hofft, die Umgestaltung innerhalb eines Zeitraums von anderthalb Jahren zu bewerkstelligen. In Victoria, wohin ja seit dem Vorjahre eine Linie der Leopoldina geht, hat die Gesellschaft alles Interesse an der Schaffung eines guten Hafens. Sie hat daher einen großen Teil der Aktien der Hafenbetriebsgesellschaft aufgekauft, um einen bestimmten Einfluß auf die Ausgestaltung des Hafens

von Victoria ausüben zu können. Ueber den Bau des ersten Abschnitts der Hafenanlagen ist bereits ein Vertrag mit der Firma C. H. Walker u. Co. abgeschlossen worden. Das sind ohne Zweifel wirkliche Verbesserungen, die wir um so lieber verzeihen, als die Leopoldina uns in dieser Beziehung keineswegs verwöhnt hat. Die Gesellschaft hat jetzt 2560 Kilometer Eisenbahnen im Betrieb, also ein ganz ansehnliches Netz. Das Ertragnis des Berichtsjahres war keineswegs glänzend, denn es konnten, wie s. Z. ein Kabeltelegramm aus London meldete, nur 3½ Prozent Dividende auf das Aktienkapital von 6 Millionen Lstrl. verteilt werden. Die Verwaltung schreibt das der Politik der Zentralbahn zu, die seit 4 Jahren die Gebühren ständig herab- und die Gehälter ständig heraufsetzte, was auch die Leopoldina zu ähnlichem Vorgehen zwingt. Das mag richtig sein, bewiese aber höchstens, daß das ganze Unternehmen auf einer gesunden Basis errichtet worden ist, denn die früheren Sätze waren so hoch, daß sie unmöglich aufrecht erhalten werden konnten. Sie wirkten nicht verkehrsfördernd, sondern verkehrserdrosselnd. Wir glauben aber, daß die Sache anders liegt. Es handelt sich unseres Erachtens um ein Uebergangsstadium, in dem die Einnahmen naturgemäß zurückgehen. Auf die Dauer aber wird die Herabsetzung der Tarife sich als verkehrs- und einkaufsfördernd erweisen, wie überall. Außerdem wird die Strecke durch Espirito Santo, die ein gänzlich unausgebeutetes Gebiet erschlossen hat, in absehbarer Zeit günstig auf die Einnahmen einwirken.

— Beim nächsten Ministerrat wird das Dekret unterzeichnet werden, das der Banque Française Italienne pour l'Amérique du Sud gestattet, Agenturen in Ponta Grossa und Paranagua im Staate Parana sowie in Porto Alegre und Rio Grande im Staate Rio Grande do Sul zu eröffnen.

Rio, Donnerstag, den 22. Juni.

— Im Gebäude des Ingenieurklubs trat die Kommission, die der Vorstand des Klubs mit der Auswahl einer geeigneten Oertlichkeit für das neue Observatorium beauftragt hat, zu einer Sitzung zusammen. Das Observatorium in dem alten Gebäude auf dem Morro do Castello entspricht bekanntlich in keiner Weise mehr den modernen Anforderungen der Wissenschaft und den praktischen Bedürfnissen von Landwirtschaft und Industrie, denn weder die astronomischen noch die meteorologischen Beobachtungen können modernen Prinzipien entsprechend ausgeführt werden. Die Kommission, bestehend aus den Herren Fabio H. de Moraes Rego, Paulo de Frontin und Otho de Alencar Silva vom Ingenieurklub und Henrique Morize und J. V. de Moraes Rego von der Sternwarte, hat eine sehr große Zahl von Stellen besucht, die für den Neubau in Frage kommen, nicht nur die Berge unserer näheren Umgebung, sondern bis nach Santa Cruz und der Ilha do Governador hin. Die Wahl war sehr schwierig, denn einen Ort, der alle Erfordernisse erfüllt, gibt es natürlich nicht, und so mußte die Kommission sich begnügen, diejenigen zur engeren Wahl zu stellen, die die meisten günstigen Bedingungen vereinigen. Es sind das der Morro de S. Januario, Kilometer 20 der Zentralbahn und Deodoro. Wahrscheinlich wird die endgültige Wahl auf den Morro de S. Januario fallen. Die Pläne für die Bauten, zu denen der Kongreß die Mittel bereits bewilligt hat, werden im Landwirtschaftsministerium nach den Angaben des

Dr. Henrique Morize, des Direktors der Sternwarte, ausgeführt werden.

— Der Direktor der Zentralbahn, Dr. Paulo de Frontin, hat außer den Rädelsführern des Ausstandsversuches vom vorigen Freitag auch einige andere Angestellte entlassen, die sich als Aufwieglar und als die moralischen Urheber der Ereignisse vom Freitag erwiesen hatten. Recht so!

— Die Munizipalverordnungen verbieten, wie in anderen Städten, so auch in Rio das Abbrennen von Feuerwerk aller Art auf Straßen und öffentlichen Plätzen. Aber wie anderwärts, so werden auch bei uns diese Vorschriften nicht innegehalten, sondern es wird ein furchtbarer Unfug mit Feuerwerk getrieben, der in diesem Monat der drei großen Raketeneheiligen das Passieren mancher Stadtteile des Abends nicht nur lästig, sondern direkt gefährlich macht. Die Presse reklamiert täglich dagegen, jedoch ohne jeden Erfolg, denn unser trefflicher Polizeichef hat für dergleichen Dinge durchaus keine Zeit. Jetzt hat sich der Stadtpräfekt selbst der Sache angenommen und in einem Runderlaß die Aufmerksamkeit der Agenten der Präfektur auf jene Verordnungen und ihre Uebertreter hingelenkt. Obs freilich helfen wird?

— Gestern abend empfing der Bundespräsident im Palais Guanabara in Sonderaudienz die Gesandten Frankreichs und Paraguays zur Ueberreichung ihrer Beglaubigungsschreiben, und zwar Herrn Laurenc de Lalane um 9 Uhr und Herrn Juan de Godoy um halb 10 Uhr. Obwohl der Empfang mit aller Feierlichkeit des Zeremoniells vor sich ging, so können wir uns doch nicht der Verwunderung enthalten, erstens über die ungewöhnliche Stunde des Empfangs und zweitens über den Ort, der bekanntlich nicht der offizielle Regierungspalast, der Schauplatz der Staatshandlungen ist. Soll damit etwa ausgedrückt werden, daß man sich mit den „lateinischen Schwesterrepubliken“ auf einen familiäreren Fuß stellen will, als mit den Regierungen anderer Nationen? Man erinnert sich vielleicht noch des berechtigten Aufsehens, das es seinerzeit in der ganzen diplomatischen Welt — und nicht nur in dieser — machte, als Herr Roosevelt den neuen deutschen Botschafter Speck von Sternberg zur Ueberreichung des Beglaubigungsschreibens nach seiner Sommerresidenz in Oysterbai kommen ließ, anstatt sich, wie das Zeremoniell es erforderte, seinerseits nach Washington zu begeben. (Festlich gestimmte deutsche Blätter feierten das als besonderen Freundschaftsbeweis, man konnte es aber auch als etwas anderes ansehen!)

Legten wir die Umstände des gestrigen Empfangs richtig aus, dann wird sich vielleicht auch die „Revue Franco-Brésilienne“ beruhigen, der die Reise des deutschen Gesandten Herrn Dr. G. Michahelles Unbehagen verursacht. Die Zeitschrift findet diese Reise auffallend, da Herr Dr. Michahelles erst vor kurzem aus Deutschland zurückgekehrt sei. In den 6 Monaten, die der Gesandte sich im Lande aufhalten habe, habe er die Staaten Minas Geraes, S. Paulo, Parana und Santa Catharina besucht und habe sicherlich auf diesen Reisen Dinge gesehen, die für die Ausbreitung des deutschen Handels höchst interessant seien. Doch seien es wahrscheinlich nicht diese Beobachtungen gewesen, die diese schnelle Rückkehr nach der Heimat veranlaßten. „Wir, die wir mit großem und eingehendem Interesse alles verfolgen, was Brasilien anbetrifft,

sind über diese unvorhergesehene Abwesenheit höchst betroffen. Herr Michahelles ist, das müssen wir zugeben, ebenso wenig ein seßhafter Gesandter, wie es die Herren Areo-Valley und Reichenau waren, und das sehr zum Nutzen Deutschlands.“ — Wir freuen uns übrigens aufrichtig dieser hohen, nebenbei gesagt durchaus gerechtfertigten Bewertung, die die französische Wirtschafts-Zeitschrift den diplomatischen Vertretern Deutschlands in Brasilien zuteil werden läßt.

— Herr Kommerzienrat Hermann Stoltz, Chef der bekannten Firma Herm. Stoltz & Co. in Hamburg, Rio de Janeiro, S. Paulo, Santos, Recife und Macceio, hat sich am 15. d. M. an Bord des Schnelldampfers „König Wilhelm“ eingeschifft, um den brasilianischen Niederlassungen seines Hauses einen Besuch abzustatten. Herr Kommerzienrat Stoltz wird in den ersten Tagen des Juli hier erwartet.

— Was gestern einem Fahrer der Straßenbahn in der Rua 10 de Março passierte, ist zwar unter dem Gesichtspunkt der öffentlichen Ordnung und Sicherheit bedauerlich und zu verurteilen. Aber einer gewissen Schadenfreude kann man sich doch nicht erwehren. Der betreffende Fahrer nämlich machte es wie viele seiner Kollegen: er hielt an der Haltestelle nicht, obwohl ein Fahrgast rechtzeitig vorher das Haltesignal gegeben hatte. Der erboste Fahrgast verlor kein Wort, sondern ging auf dem Trittbrett bis zum Fahrer hin, dem er einen so tüchtigen Faustschlag auf die Nase versetzte, daß der Schwerhörige nach der Unfallstation gebracht werden mußte. Er wurde zwar dafür, wie es sich gehörte, verhaftet, aber der Genaßregelte wird in Zukunft wahrscheinlich kein Haltesignal mehr überhören.

— Der Bundespräsident besuchte vorgestern in Begleitung des Ministers des Innern, des Polizeichefs, des Generals Percilio da Fonseca und des Kapitäneutnants Cunha Menezes das Asyl S. Luiz für unermittelte Greise und Greisinnen an der Ponta do Caju. Die Freude der 200 Alten, denen zum ersten Male der Besuch eines Staatsoberhauptes zuteil wurde, war rührend. Eine 120 Jahre alte Negerin überreichte dem Marschall einen Blumenstrauß. Die Besucher besichtigten eingehend alle Abteilungen des Asyls und hörten von dem Vorstande mit Bedauern von den Schwierigkeiten finanzieller Art, mit denen die Verwaltung zu kämpfen hat, u. a. auch, daß mehrere Raten der Regierungssubvention im Rückstande seien. Dieser unverzeihlichen Nachlässigkeit versprach der Minister des Innern alsbald abzuhelpen, und der Bundespräsident sagte seine Unterstützung für ein geplantes Wohltätigkeitsfest zu. Bei dieser Gelegenheit sei uns eine Bemerkung gestattet: wenn man die Besuche überschlägt, die der Marschall Hermes als Bundespräsident gemacht hat, so wird man finden, daß neben den Besichtigungen militärischer Art solche sozialer Natur in erster Reihe stehen, Besuche, bei denen zwar nicht viel Applaus zu holen ist, die aber einerseits geeignet sind, die Leiter jener Bestrebungen in ihrer Arbeit zu ermutigen, und die andererseits dem Bundespräsidenten selbst einen Einblick in viele soziale Verhältnisse gewähren, die ihm sonst verschlossen blieben. Das war unter den früheren Regierungen nicht üblich. Man darf daraus nicht nur entnehmen, daß der Bundespräsident ein gutes und mitfühlendes Herz hat, sondern auch, daß er ernstlich wünscht, den sozialen Teil seines Programms zu verwirkli-

chen, soweit es eben ein einzelner — auch ein Staatsoberhaupt ist schließlich nur ein einzelner! — bei der Gleichgültigkeit der vielen vermag.

— An Bord des französischen Dampfers „Carthago“ ereignete sich vorgestern ein entsetzlicher Unglücksfall. Die Mannschaft war im Vorderteil des Schiffes mit dem Löschen der Ladung beschäftigt. Krähne und Ketten verursachten einen ohrenbetäubenden Lärm, der plötzlich durch einen markerschütternden Schrei übertönt wurde. Sofort wurde die Arbeit unterbrochen, um festzustellen, was geschehen sei. Da bot sich ein gräßlicher Anblick: im Raun lag der blutüberströmte Leichnam eines Matrosen, der Kopf vom Rumpfe getrennt. Der Unglückliche war einem in Bewegung befindlichen Drahtseil zu nahe gekommen und war buchstäblich geköpft worden. Die Hafenpolizei wurde sofort von dem Unglücksfall benachrichtigt. Nach Vornahme der erforderlichen Feststellungen wurde die Leiche des armen Matrosen nach der Schauhalle der Polizeidirektion überführt. Die Beerdigung fand gestern statt.

Rio, Freitag, den 23. Juni

— Eine großartige Entdeckung hat das „Seculo“ gemacht. Es findet, daß Herr J. J. Seabra seine Unfähigkeit, Gouverneur von Bahia zu werden, dadurch bewiesen habe, daß er Herrn Paulo de Frontin in der Direktion der Zentralbahn beließ. Wir sind wahrhaftig von Herrn Frontin nicht entzückt, Aber in seiner Belassung im Amte einen Beweis für die Unfähigkeit Herrn Seabras zu sehen, dazu gehört wirklich ein blinder Haß!

— Der Dampfer „Columbia“ der Austro-Americana brachte 850 Einwanderer, von denen 833, in 168 Familien, auf der Blumeninsel Wohnung nahmen. Diese Einwanderer brachten an Geld 48 Pfd. Sterling, 9830 Kronen und 15.009 Rubel mit. 74 von ihnen wurden bereits nach dem Staate Espirito Santo geschickt, um auf der neuen Kolonie im Tale des Guandu angesiedelt zu werden.

— An Bord der „Princesa Mafalda“ passierten unsern Hafen argentinische Millionäre, welche das respektable Vermögen von etwa 240 Tausend Contos ihr eigen nennen. Der bekannteste von ihnen, der Schiffsrheder österreichischer Abstammung Nicolau Mihanovich, fing als einfacher Bootsführer an. Heute besitzt er mehr als 160 Schiffe, welche den Verkehr zwischen Uruguay, Paraguay, Matto Grosso und Argentinien vermitteln.

— Die provisorische Regierung Portugals hat auch das Münzsystem einer Aenderung unterzogen. Nach den vielen Beweisen krasser Intoleranz, die diese Ideologen gegeben haben, wäre es ja auch wunderbar gewesen, hätten sie die Münzeinheit des „Real“ bestehen lassen. Das klang entschieden zu monarchistisch, wenigstens für Fanatiker. (In Brasilien war man bekanntlich toleranter!) Die neue Münzeinheit ist der „Escudo“, der im Gewicht genau dem bisherigen Milreisstück in Gold entspricht. Es werden in Gold Münzen zu 10, 5, 2 und 1 Escudo geprägt werden. Der Escudo zerfällt in 100 Centavos, deren jeder also 10 Reis der heutigen portugiesischen Münze entspricht. In Silber sollen Münzen zu 1 Escudo, 50, 20 und 10 Centavos geprägt werden, ferner Nickel- und Bronzemünzen zu 4, 2, 1 und 0,5 Centavos. Die Prägung von Goldmünzen ist unbeschränkt und kann für Rechnung von Privatpersonen, Banken und Gesellschaften aller Art

erfolgen. Silber-, Nickel- und Bronzemünzen darf nur der Staat prägen, und zwar bis zum Höchstbetrage von 35 Millionen Escudos in Silber und 3,75 Millionen in Nickel und Bronze. Niemand ist verpflichtet, mehr als 10 Escudos in Silber und als 1 Escudo in Nickel oder Bronze in Zahlung zu nehmen. Die englischen Sovereigns und halben Sovereigns in Gold behalten gesetzlichen Kurs zum Werte von 4, 5 bzw. 2,25 Escudos. Die gegenwärtig kursierenden Münzen werden in spätestens 4 Jahren aus dem Verkehr gezogen mit Ausnahme der Denkmünzen aus Anlaß der Jubiläen der Entdeckung des Seeweges nach Indien, des Halbinselkrieges und des Marquez de Pombal, die weiterhin ihren gesetzlichen Kurs behalten. Zweck hat diese ganze, jakobinischer Gehässigkeit entsprungene „Reform“, die nur eine Belästigung des Publikums und des Handels darstellt, natürlich nicht. Das einzige, was Sinn hätte, nämlich eine Herabsetzung der viel zu hohen Münzeinheit auf einen geringeren Wert, entsprechend dem Mark- und Frankensystem des übrigen Europa, hat man hübsch bleiben lassen.

— In der Abfertigung der aus dem Auslande eintreffenden Postpakete herrschen noch immer Mißstände. Es scheint, als ob in dieser Zollabteilung die Versuchung zu unehrlichem Handeln besonders groß sei. Einige Zollamtskonferenten begünstigen nämlich das Treiben von Personen, die, ohne Despachanten zu sein, sich dennoch mit der Zollabfertigung der Pakete befassen. Das schädigt nicht nur die wirklichen Despachanten, die für Ausübung des Gewerbes Steuern und Gebühren bezahlen müssen, sondern auch den Fiskus, der wohl diese, nicht aber jene Winkeldespatchanten für Irrtümer und Durchstechereien verantwortlich zu machen vermag. Die betreffenden Konferenten müssen offenbar pekuniäre Zuwendungen von jenen Personen erhalten, denn sie lassen sie nicht nur überhaupt zu, obwohl ihnen natürlich die wirklichen Despachanten genau bekannt sind, sondern sie fertigen sie zuerst ab und begünstigen sie auch sonst in jeder Weise. Die Interessenten haben sich bereits beschwerdeführend an den Zollinspektor gewandt, mit um so mehr Recht, als bereits eine Verfügung besteht, wonach die Konferenten nur mit den ordentlichen Despachanten oder aber mit den Empfängern der Pakete selbst verkehren dürfen.

— Ein lustiges Intermezzo trug sich auf dem Hamburger Dampfer „Cap Ortegal“ zu. An Bord herrschte, wie auf allen großen Dampfern, die nur kurze Zeit im Hafen liegen, reges Leben, die Krähne arbeiteten, die Ketten rasselten, die Passagiere kamen und gingen. Plötzlich hörte man weibliche Stimmen laut um Hilfe rufen. An der Reeling lehnten zwei Portugiesinnen aus dem Zwischendeck, ältere Bäuerinnen in der charakteristischen Tracht der Landbevölkerung von Tras-os-montes. Sie streckten weinend ihre Hände nach einem Boote aus, in dem eine jüngere Portugiesin in derselben Tracht, von mehreren Personen begleitet, dem Lande zustrebte. Anfangs glaubte alle Welt, es handle sich um eine der üblichen Abschiedsszenen, die man in jedem Hafen und an jeder Eisenbahnstation beobachten kann. Aber schließlich stellte es sich heraus, daß eine reguläre Entführung vorlag. Das Mädchen hatte auf der Fahrt mit einem portugiesischen Reisegegnossen ein Liebesverhältnis angeknüpft und wollte nun mit ihm auf und davon. Das Boot wurde zur Rückkehr gezwungen, und das verliebte Mädchen

kehrte unter die Fittiche von Mutter und Tante zurück. Sie verweigerte jede Auskunft, aber nach ihrer Miene zu urteilen, scheint sie vom Ausgang des Abenteuers nicht sonderlich erbaut gewesen zu sein.

— Die Lage des Kautschuk-Weltmarktes ist nicht derart, daß für unsere Extraktivindustrie in den Nordstaaten eine Wiederkehr der Hausse vom vorigen Jahre und somit ein Erfolg der Valorisationspläne anzunehmen wäre. Wie wir den Mitteilungen des Kolonialwirtschaftlichen Komitees entnehmen, wird die Menge des Plantagenkautschuks bis 1916-1917 auf etwa 110.000 Tonnen jährlich steigen. Falls sich die Gewinnung wilden Kautschuks nicht vermindere, so kämen davon noch 70.000 Tonnen hinzu. Dagegen könne, eine durchschnittliche jährliche Zunahme um 5 Prozent vorausgesetzt, der Weltkonsum für den gleichen Zeitpunkt nur auf 107.000 Tonnen angesetzt werden. Ein erheblicher Preisfall werde die notwendige Folge sein. Nun glauben wir nach den uns vorliegenden Berichten aus den Nordstaaten zwar mit Bestimmtheit annehmen zu müssen, daß wenigstens die brasilianische Produktion nicht ihren jetzigen Stand behaupten, sondern sich wesentlich vermindern wird, aber immerhin wird die Verminderung nicht in dem Maßstabe eintreten, daß sie die ungeheure Ueberproduktion wettmachen könnte. Es wird also nicht einmal des künstlichen Kautschuks bedürfen, um unsere Extraktivindustrie, die mit viel höheren Gestehungskosten rechnen muß, als die Gewinnung des Plantagenkautschuks, zu vernichten.

— Auf der Governador-Insel hat ein Duell stattgefunden, zwar nicht nach den Regeln des strengen Komments, der in Europa für solche Fälle üblich ist, aber aus demselben Grunde, der auch dort gewöhnlich den Anlaß gibt, nämlich um des Weibes willen. Zwei Garneelenfischer, José Antunes und Antonio Pedro da Silva, bemühten sich um die Liebe desselben Mädchens, und die Evatochter, raffiniert und erfahren in solchen Dingen, ließ weder den einen noch den anderen abfallen, sondern bündelte mit beiden an, da ihr das mit Recht einträglicher erschien. Doch war zweifellos José Antunes ihr „Vorzug“. Aber der Krug geht solange zum Brunnen, bis er bricht, und schließlich kam José Antunes dahinter, daß seine Dulcinea nicht gegen ihn allein wenig spröde war. Das kränkte ihn berechtigterweise, und er faßte einen bitteren Groll gegen den Nebenbuhler, den er zu einem Duell auf Buschsicheln forderte. Der Zweikampf fand gestern morgen statt. Antunes, als der behendere, kam mit ein paar Schrammen davon, während der andere erheblichere Verletzungen davontrug. Leider mischte sich die Polizei in den Ehrenhandel und nahm die Duellanten in Gewahrsam.

Rio, Sonnabend, den 24. Juni.

— Der Justizminister hat eine Kommission ernannt, bestehend aus Beamten des Nationalarchivs, um in den verschiedenen Gerichtsschreibereien Rios alle Urteile zu sammeln, die älter als 30 Jahre alt sind. Damit wird endlich einer Vorschrift aus dem Jahre 1893 entsprochen, die bestimmt, daß die besagten Urteile sämtlich dem Nationalarchiv einzuverleiben seien. Diese Vorschrift war von den Gerichtsschreibern niemals ausgeführt worden, und auch als im Jahre 1907 der damalige Justizminister sie in einem Rundschreiben an die Richter in Erinnerung brachte, verstanden sich die hochmü-

Berndorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter. — Tägliche Erzeugung 3500 Dtdz. Bestecke

Schwer versilberte

**Bestecke und Tafelgeräte
aus Alpaca-Silber**



Eigene Niederlager in Europa:

**Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern,
Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien.**

Schutzmarken:

A. KRUPP  BERNDORF



OSO  BMF

für Alpaca-Silber I für Alpaca Silber II für Alpaca

genden Herren Gerichtsschreiber nicht zu ihrer Befolgung. Es blieb also nichts übrig, als die Urteile holen zu lassen, was die von Herrn Rivadavia Correa ernannte Kommission jetzt ausführt. Und es war wirklich höchste Zeit, daß ein Minister sich zu dieser Maßregel entschloß, denn die Urteilsausfertigungen waren in den Bureaus der Gerichtsschreiber keineswegs gut aufgehoben und außerdem den Interessenten gar nicht oder doch nur unter Geldopfern erreichbar. Der letztgenannte Umstand war ja auch der Grund, weshalb jene Beamten so glattweg die gesetzlichen Vorschriften und ministeriellen Anordnungen ignorierten. Im Nationalarchiv sind die Dokumente leicht zu finden, da sie genau klassifiziert und katalogisiert werden, und unentgeltlich einzusehen. Ferner wird auf ihre Instandhaltung durch sachgemäße Behandlung große Sorgfalt verwendet.

— An Bord des Dampfers „Tennyson“ wurde auf Ansuchen des deutschen Generalkonsuls der Deutsche Loris Obeling vulgo Karl Scholke verhaftet, welcher wegen falschen Bankrotts, verschiedener Schwindeleien und Bigamie verfolgt wird.

— Einen eigenartigen Ausweg aus dem Dilemma, in das die Unterrichtsreform unsere Hochschule versetzt hat, hat die Freie Rechtsfakultät hierselbst gefunden. Sie hat beschlossen, in ihrem eigenen Gebäude eine Vorbereitungsanstalt für das Hochschulstudium einzurichten, deren Lehrplan demjenigen des Nationalgymnasiums D. Pedro II. entspricht. Der

Direktor und eine Kommission von Dozenten der Fakultät werden die Aufsicht über den Gang des Unterrichts führen.

— Ein amüsanter Streit um eine Theaterloge bildet das Tagesereignis unserer Gesellschaft, sind doch die Protagonisten keine geringeren als Herr Paulo de Frontin, Direktor der Zentralbahn, und Herr Alvaro Tefé von Hoonboltz, Sekretär des Bundespräsidenten. Als noch Herr Rosa Pächter des Municipaltheaters war, machte er bekannt, daß die Abonnenten der Logen vom Vorjahre für dieses Jahr den Vorrang für die Wiederbelebung derselben Logen hätten. Das ist weiter nichts besonderes, sondern ein in der ganzen Welt geübter Brauch. Im Vorjahre nun hatte die Loge Nr. 3 Herr Paulo de Frontin inne. Ehe das neue Abonnement aufgelegt wurde, verließ Herr da Rosa das Municipaltheater, das nun Herr Alonso übernahm. Herr Alonso will uns bekanntlich allerlei schöne Dinge vorsetzen: Guitry, Mascagni, Paderewski, Jean Jaurès, Mariani-Calabresi usw. Zunächst also Guitry. Für diese Vorstellungen belegte die Loge Nr. 3 Herr Alvaro Tefé, ohne daß Herr Frontin dagegen protestiert hätte, denn der Zentralbahndirektor hatte offenbar kein Interesse für Guitry. Aber damit war auch sein Vorrecht erloschen, denn es ist klar, daß die Abonnenten aus dem Vorjahre nur dann in erster Linie berücksichtigt werden können, wenn sie die Loge für alle Gastspiele belegen, und daß, wenn sie das nicht tun, der neue Abonnent für das erste Gastspiel auch

für die Folge das Vorrecht erwirbt. So dachte auch der Präsidialsekretär, und als Herr Alonso das Abonnement für die Mascagni-Aufführungen auflegte, schickte er ein Conto de Reis für die Loge Nr. 3 zur Theaterkasse. Wie groß aber war sein Erstaunen, als ihm mitgeteilt wurde, die Loge sei für die Mascagni-Aufführungen bereits verkauft. Damit ganz und gar nicht einverstanden, begab er sich selbst zu dem Theaterpächter, um seine Loge zu bekommen und sein Conto de Reis loszuwerden. Die Verlegenheit des Pächters war groß, denn er mußte einerseits zugeben, daß Herr Teffé das erste Anrecht auf die Loge hatte, anderseits war es ihm unmöglich, die Loge wiederzubekommen, denn derjenige, der sie für die Mascagni-Vorstellungen gekauft hatte, war der Abonnent aus dem Vorjahre, Herr Frontin, der sich obendrein auf die Erklärungen des Herrn Rosa über das Vorrecht der früheren Abonnenten berief. Damit war jedoch Herr Teffé keineswegs zufrieden, sondern er erhob bei der Polizei Klage gegen den Theaterpächter. Dieser wurde vernommen und gab zu, daß der Präsidialsekretär im Rechte sei, er könne jedoch nichts ändern, nachdem die Loge durch die Unachtsamkeit des Billeteurs nun einmal verkauft worden sei. Herr Teffé besteht aber auf seinem Schein und ist entschlossen, nötigenfalls mit Hilfe der Gerichte in den Besitz der Loge Nr. 3 zu kommen. Diese Hartnäckigkeit des sonst so liebenswürdigen und zuvorkommenden Präsidialsekretärs könnte Verwunderung erregen. Böse Zungen behaupten jedoch, daß Herr Alvaro Teffé einmal mit dem Nocturno nach S. Paulo habe fahren müssen und daß er seitdem auf den Zentralbahndirektor nicht gut zu sprechen sei.

— Mit gutem Willen geht alles. Sogar die Unterdrückung des Feuerwerk-Unfalls ist möglich, wenn die Polizei nur ernsthaft will. Während zur Zeit des Antoniusfestes die Belästigung des Publikums noch ebenso groß war, wie in anderen Jahren, hat in den letzten Tagen die Knallerei fast vollständig aufgehört, weil die Polizeiorgane endlich die betreffenden Verordnungen anwenden und Achtung vor dem Gesetz erzwingen. Die Verkäufer von Feuerwerk, die diesmal auf ihren Vorräten sitzen bleiben, machen betrübte Gesichter, das Publikum aber atmet erleichtert auf.

— Vorgestern wurde zwischen der Munizipalkammer von Nova Friburgo und der bekannten hiesigen Firma Arp & Co. der Vertrag über die Lieferung von elektrischem Strom für Licht- und Kraftzwecke unterzeichnet. Die Einweihung findet heute statt, indem zum ersten Male die Praça Quinze de Novembro im Glanze des elektrischen Lichts strahlen wird. In ganz kurzer Zeit soll die Beleuchtung auch auf den übrigen Straßen und Plätzen installiert werden. Die beliebte Sommerfrische wird also während der nächsten Saison einen großen Fortschritt aufzuweisen haben.

— Das grüne Automobil, das an der Ecke der Avenida Central und der Rua da Assembléa verlassen wurde, und über das wir schon vor mehr als einer Woche berichteten, steht immer noch dort, eine Tatsache, die nicht gerade zugunsten unserer Polizei spricht. Es wird bald zu den Schenswürdigkeiten Rios gezählt werden müssen.

— Im Monat Mai ergab die Nachprüfung der Zollrechnungen durch die Konferenzen des inneren Dienstes ein Mehr von 219:211\$616 gegen die von den

Konferenzen des inneren Dienstes aufgestellten Berechnungen. Im gleichen Monat des Vorjahres betrug der Unterschied nur 161:363\$ und 1909 nur 129:093\$. Worauf soll man nun diese Erscheinung zurückführen: sind die einen eifriger oder die anderen nachlässiger geworden, oder hat der Warenverkehr so zugenommen, daß sich die Differenz hieraus erklärt? Es ist sicherlich für den Fiskus höchst erfreulich, daß er durch die doppelte Kontrolle diese Mehreinnahme hat, aber es ist anderseits kein gutes Zeichen für unsere Zollbeamten, daß solche enormen Differenzen überhaupt möglich sind. Denn der Tarif, nach dem die eine Kategorie arbeitet, ist doch genau derselbe, nach dem die andere ihre Revision vornimmt!

— Der Subdirektor des Besiedelungsamtes, Dr. Sylvino de Faria hat dem Landwirtschaftsminister telegraphisch mitgeteilt, daß er im Automobil die kürzlich vollendete Fahrstraße von Rezende nach der Kolonie Visconde de Maua befahren hat, und zwar wurde die 34 Kilometer lange Strecke trotz dem sehr bewegten Gelände in 1¾ Stunden zurückgelegt. In Begleitung des Subdirektors befanden sich der Kolonisationsinspektor Dr. Ribeiro de Castro und Herr Hubmayer. Ausgerechnet Herr Hubmayer!

Man sagt uns übrigens, daß die Kolonie Visconde de Maua sich erheblich verbessert habe, sodaß die Kolonisten nicht mehr aus Wegziehen denken. Die Fahrstraße nach Rezende wird natürlich auch viel dazu beitragen, die Kolonie wohnlicher zu machen, denn 34 Kilometer guter Fahrweg sind schließlich keine Entfernung, die den Absatz der Produkte unmöglich macht. Es scheint also nicht mehr davon die Rede zu sein, die Itatiaya-Kolonien aufzugeben, wie Herr Rodolpho Miranda nach seinem Besuche dortselbst beabsichtigte. Aber wenn man bedenkt, was diese Kolonien schon gekostet haben und wieviel Geld die neue Fahrstraße wieder verschlungen hat, dann kann man sich zu den Leistungen des Besiedelungsamtes nur den Kopf schütteln.

— Luftbäder sind bekanntlich im modernen Heilbetrieb etwas sehr Häufiges und Gewöhnliches. Weder häufig noch gewöhnlich ist jedoch, daß sie auf einem Balkon im ersten Stockwerke eines Hauses der Rua da Carioca genommen werden. Gestern Nacht gegen 1 Uhr erschien auf dem Balkon des Hauses No. 11 ein Herr, der trotz der sehr kühlen Nacht und trotzdem die Straße noch belebt war, nicht mehr Kleidungsstücke trug, als Adam im Paradiese, nämlich gar keine. Er lehnte sich über das Geländer, recht ins Licht der elektrischen Bogenlampe hinaus, und schmauchte gemütlich eine Zigarette. Unten wartete in Begleitung seiner Familie ein Besucher des Palace-Theaters auf die Straßenbahn. Er rief dem Luftfreund zu: „O Immoral, sehen Sie nicht, daß hier eine Familie steht?“ Aber der Adam ließ sich im Genuß seiner Zigarette nicht stören. Allmählich sammelten sich mehr Leute vor dem Hause, und schließlich, als der Raucher von den Zuschauern gar keine Notiz zu nehmen beliebte, wurde gelärmt, gezischt, gepfiffen. Das lockte die Polizei herbei, die den Kühlungsbedürftigen zunächst aufforderte, sich ins Innere seines Eden zurückzuziehen, und die, als auch das nicht half, in das Haus eindrang, und ihn verhaftete. Auf der Polizeiwache stellte sich aber nicht etwa heraus, daß der moderne Adam irrsinnig sei. Im Gegenteil!

— Mit den deutschen Dampfern „Pernambuco“



Spezialfabrik für Kellereimaschinen

Ing. H. Heinrich

WIEN, XIX. Gegr. 1840

liefert in vorzüglicher Ausführung Pumpen für Weinkellereien und Brauereien, ferner Flaschenreinigungs-, Wasch-, Füll- und Korkmaschinen. — Pasteurisirapparate. — Stehende Röhrenkessel. — Weinpressen

Kataloge und Offerte auf Verlangen.

Kommissionslager u. Vertreter: Carlos Zukermann, Porto Alegre

und „Erlangen“ kamen 552 Zwischendecker an, von denen 253 um Aufnahme auf der Blumeninsel baten. Diese 253 Einwanderer bilden 50 Familien und bringen in verschiedenen Währungen zusammen . . . 9:136\$400 an Barmitteln mit. Das macht nur 182\$700 für die Familie aus, also herzlich wenig, lange nicht so viel, wie man im Interesse der Einwanderer immer wieder verlangen muß. Für die gänzlich Mittellosen ist der Anfang sehr schwer, und die Folge sind dann solche Klagen, wie die gestern von uns wiedergegebene, im „Vorwärts“ und auch in Blättern anderer Richtung. Der englische Dampfer „Orissa“ brachte weitere 235 Einwanderer. Gegenwärtig sind auf der Blumeninsel 1315 Einwanderer untergebracht, die auf Fahrgelegenheit nach den verschiedenen Kolonien warten.

Rio, Montag, den 26. Juni.

— Das Fest der silbernen Hochzeit begeht heute der Kanzler des Kaiserlich Deutschen Generalkonsulats, Herr Carl Rehag, mit seiner Gattin Valesca geb. Merensky. Herr Rehag, der seit nahezu 17 Jahren in den Diensten des Reiches steht, wurde am 9. Juli 1852 in Lübeck geboren. Er besuchte von 1871 bis 1874 das Schullehrerseminar dortselbst, wurde seit 1872 an der neuerrichteten höheren Bürgerschule (jetzt Realschule) seiner Vaterstadt als Hilfslehrer verwendet und 1875 als Lehrer an die höhere Bürgerschule von Gottschalk in Hamburg berufen. Dort war er 8 Jahre lang tätig, bis er sich Ostern 1883 entschloß, nach Brasilien zu gehen, wo er Ende April desselben Jahres an der hiesigen deutschen Schule seine Lehrtätigkeit aufnahm, die er 11 Jahre lang mit vieler Hingebung und großem Erfolge leistete, so daß ihm seine ehemaligen Schüler ein dankbares Andenken bewahren. Wiederholt war er in Abwesenheit des Direktors, Pastors Dr. Grull, mit der Wahrnehmung der Direktionsgeschäfte betraut. 1894 wurde Herr Rehag zweiter Sekretär beim hiesigen Kaiserlichen Generalkonsulat und, nachdem er 1900 vertretungsweise zum Kaiserlichen Konsulat in Rio Grande do Sul entsandt worden war, 1902 zum ersten Sekretär ernannt. Mit Erlaß vom 12. Januar 1907 wurde er durch Verleihung des Königlichen Kronenordens vierter Klasse ausgezeichnet. Welcher Achtung und Beliebtheit sich Herr Rehag sowohl bei seinen Vorgesetzten als auch bei den Mitgliedern der deutschen Kolonie erfreut, konnte man aus Anlaß dieses Jubiläums erkennen. Im Hause des Jubelpaares, Ladeira Vianna 11, erschienen zur Gratulation u. a. der Kaiserliche Gene-

ralkonsul Freiherr von Nordenflycht in Begleitung des Kaiserlichen Vizekonsuls Dr. Pistor und des Handelssachverständigen beim Generalkonsulat, Herrn Göring, Herr Pastor Höpfner, das Bureau-personal des Generalkonsulats und zahlreiche Mitglieder der deutschen Kolonie. Herr Pastor Höpfner hielt eine zu Herzen gehende Ansprache. Von landessprachlichen Blättern gedachten „Jornal do Commercio“, „Imprensa“ und „Jornal do Brazil“ des Tages. Wir bringen Herrn Rehag und Frau Gemahlin zu dem Jubelfeste auch an dieser Stelle unsere herzlichen Glückwünsche dar.

— Der Verkehrsminister war mit der Feier des Johannisfestes durch die Beamten seines Ministeriums durchaus nicht einverstanden. Er erschien gegen 11 Uhr in seinem Bureau und arbeitete mit dem Generalsekretär und seinen Kabinettsbeamten, die wohlweislich angetreten waren. Den übrigen Beamten wird heute durch Verfügung des Ministers mitgeteilt werden, daß nur an solchen Tagen nicht gearbeitet zu werden braucht, die vorher durch das Ministerialkabinett bekanntgegeben wurden. Wir glauben allerdings nicht, daß sich die Beamten durch solche Erlasse hindern lassen werden, die Feste zu feiern, wie sie fallen.

— Bekanntlich hat sich unser Polizeichef darauf beschränkt, durch Bekanntmachung die Vorschriften über das Abbrennen von Feuerwerkskörpern in Erinnerung zu bringen, und im übrigen den Dingen ihren Lauf gelassen, so daß sich schließlich der Stadtpräfekt veranlaßt sah, die städtischen Wächter zu beauftragen, wenigstens dem größten Unfug ein Ende zu machen. Es ging auch in der vergangenen Woche ganz gut, bis der Vorabend des Johannisfestes kam. Da und am Tage selbst war die Bevölkerung nicht mehr zu halten, und das Geknalle war fürchterlich. Natürlich ging es auch nicht ohne einige Unglücksfälle ab, wie man es bei diesen Gelegenheiten ja schon gewohnt ist. Unter anderen wurde der kleine Nicola Faroli aus der Rua do Lavradio zur Unfallstation gebracht, dem eine Rakete in den Händen explodiert war. Aber nicht nur Kinder hatten ihre Feuerwerkskut mit Verletzungen zu büßen, sondern auch ein 42-jähriger Mann, Maximiliano Rodrigues Serra, erschien auf der Unfallstation, um sich die Brandwunden verbinden zu lassen, die er erlitt, als ihm eine Bombe in der Hand zersprang.

— Dr. Jayme Silvado hat der Akademie der Medizin eine Studie über die giftigen Fische der Bucht von Rio de Janeiro unterbreitet, die mit 20 Abbil-

lungen geschmückt ist. Darunter ist der „Baiaçu“ der wichtigste, weil er am häufigsten vorkommt. Es kommen 5 Arten in Frage, eine vom Genus *Diodon* und die anderen vom Genus *Tetrodon*: *chylomicterus geometricus* (baiaçu de espinho), *tetrodon levigatus* (baiaçu ara), *tetrodon testudines* (baiaçu mirim), *tetrodon marmoratus* und *tetrodon pnaetutai* (baiaçu pinim). Die beiden letztgenannten sind bestimmt giftig, während für die anderen Herr Silvado die Frage offen läßt. Giftig ist die Leber, und in der Befruchtungsperiode sind es auch die Geschlechtsorgane. Die Giftwirkung äußert sich in Lähmungsersehnungen. Durch Kochen wird das Gift nicht zerstört. Herr Silvado fordert, daß die mit der Nahrungsmittelüberwachung beauftragten städtischen Beamten angewiesen werden, den Verkauf des Baiaçu, der vielfach in präpariertem Zustande und unter anderem Namen auf den Markt gebracht wird, zu verhindern. Da die giftige Eigenschaft dieser Fische schon längst bekannt ist, so muß man sich wundern, daß es noch einer besonderen Anordnung bedarf, um sie vom Markte fernzuhalten.

— In der Rua da Conceição fand gestern eine Halbweltlerin nachmittags gegen 4 Uhr ein Paket mit Geldmünzen. Sie hob es auf und wollte sich damit nach Hause begeben. Ein Polizist aber hatte sie beobachtet und nahm sie mit zur Wache, wo sie den Fund abliefern mußte.

— Der Landwirtschaftsminister sandte dem Dr. Eduardo Camargo in S. Paulo, dem Vorsitzenden des Komitees für die Wahl Herrn Rodolpho Miranda zum Staatspräsidenten von S. Paulo, folgendes Telegramm gesandt: „Mit großer Genugtuung empfang ich die Nachricht von der Organisation des Komitees zur Propaganda für die Wahl des hervorragenden Führers Rod. Miranda zum Präsidenten unseres großen Staates, die von dem Willen des Paulistaner Volkes getragen ist. Ich spende Ihrem patriotischen Streben lebhaften Beifall, und als Soldat der Partei, der auf einen Vertrauensposten der Bundesregierung entsandt wurde, wünsche ich aufrichtig den Sieg dieser Kandidatur, die nicht nur mir persönlich, sondern auch allen guten Republikanern S. Paulos sympathisch ist.“ An Herrn Rodolpho Miranda telegraphierte er: „Glückwünsche zu dem hohen Beweise des Vertrauens und der Achtung, die Sie soeben von unserer großen und disziplinierten Partei im Staate empfangen. Ihre ebenso berechnete wie sympathische Kandidatur muß von der Bevölkerung S. Paulos als ein Akt friedlicher Gesinnung und nicht als eine Kriegserklärung aufgefaßt werden, in Anbetracht Ihrer bekannten Klugheit und sprichwörtlichen Toleranz im Verein mit Ihrer rein republikanisch und unentwegt demokratischen Gesinnung. Es bedarf wohl kaum der Versicherung, daß ich aufs wärmste Ihren Sieg wünsche und damit das allgemeine Empfinden und die republikanischen Bestrebungen S. Paulos auszudrücken glaube.“ — Trotz diesen Telegrammen gehen die „republikanischen Bestrebungen“ S. Paulos ganz anderswohin und wir glauben nicht, daß Herr Rodolpho Miranda als Sieger aus dem Wahlkampfe hervorgehen wird, es sei denn, daß die herrschende Partei im Staate S. Paulos sich in zwei Lager spaltet. Hier in Rio wird bekanntlich eifrig Propaganda für eine Kandidatur des Senators Alfredo Ellis betrieben, während man sich in S. Paulo noch nicht einig ist, ob man Herrn Olavo Egydio oder Herrn Padua Salles als Kandidaten aufstellen soll. Die Pseudohermisten rodolphinischer Richtung haben

sich zwar nach Kräften gerüstet, indem sie aus allen Bundesstellungen im Staate ohne Rücksicht auf Fähigkeit und geleistete Dienste diejenigen ausmerzten, die ihnen nicht sicher erschienen, und sie durch zuverlässiges Stimmvieh ersetzten. Sie haben mit diesem Vorgehen, das nicht nur unsere, sondern auch die Mißbilligung anständiger Führer, wie des Generals Francisco Glyerio fand, der guten Sache des wirklichen Hermismus — den mit dem Namen des Marschalls verbundenen Regenerationsbestrebungen — im Staate schwer geschadet, wenn sie vielleicht auch ihren persönlichen politischen Interessen damit gedient haben. Wes Geistes Kinder diese Leute sind, das zeigt der Antrag ihres Parteifreundes Virgilio de Araujo im Verfassungsrevisions-Kongreß von S. Paulo, die verfassungsmäßigen Rechte der naturalisierten Brasilianer einzuschränken, ein Antrag, der ganz zu der „sprichwörtlichen Toleranz“ Herrn Rodolpho Mirandas stimmt. Wir haben mit der im Staate S. Paulo herrschenden Partei schon mancher Meinungsverschiedenheit gehabt, haben namentlich in der Frage der Wahl des Bundespräsidenten ihre Stellungnahme sehr entschieden bekämpft, aber das hindert uns nicht, ihre Herrschaft derjenigen der Pseudohermisten vorzuziehen. Denn jeder, der etwas mehr von der Welt im allgemeinen und von Brasilien im besonderen gesehen hat, als etwa die Städte Porto Alegre und S. Paulo, muß — wenn er ehrlich sein will — anerkennen, daß der Staat S. Paulo von allen Staaten der Union der fortgeschrittenste und bestverwaltete ist. Nach den Erfahrungen, die man in den Paulistaner Bundesamtsstellen nach dem Einbruch der Pseudohermisten machen mußte, kann man leider nicht überzeugt sein, daß die Verwaltung des Staates unter den Anhängern Herrn Rodolpho Mirandas auf der heutigen Höhe bleiben würde. Als Opposition, als Kontrolle mögen sie dem Fortschritte des Staates nützlich sein, für positive Arbeit aber sind sie, nachdem die besten Elemente der Partei des Bundespräsidenten sich von ihnen zurückgezogen haben, nicht mehr gerüstet.

— Am 25. Mai beging die Wiener Exportfirma A. Janowitzer das 50 jährige Jubiläum ihres Bestandes. Die Firma Janowitzer ist einer der ältesten und größten österreichischen Exporteure, deren geschäftliche Beziehungen und Verbindungen heute wohl die ganze Welt umfassen. Herr Albert Janowitzer, der vor sieben Jahren verstorbene Begründer und Seniorchef der Firma, hat dieselbe aus kleinen Anfängen heraus zu einem Welthause gestaltet, das durch die gegenwärtigen Inhaber, seine beiden Söhne Bernhard und Paul Janowitzer, noch wesentliche Erweiterungen erfuhr. Die Firma Janowitzer war das erste österreichische Unternehmen, das vor nunmehr 20 Jahren in Brasilien ein eigenes Haus begründete, die hiesige Firma Janowitzer, Wahle & Co., der bald ein zweites in Argentinien folgte. Unzweifelhaft hat sich die Firma um die Bekanntmachung und den Absatz sowohl österreichischer als auch deutscher Erzeugnisse im Auslande große Verdienste erworben. Auch hat sie sich mehrfach mit Erfolg an Lieferungen für ausländische Regierungen, auch für die brasilianische, beteiligt. Den Chefs der Firma gingen aus Anlaß des Jubiläums zahlreiche Glückwünsche zu, denen wir uns noch nachträglich anschließen, sowohl für unsere hiesige Firma Janowitzer, Wahle & Co., als auch für das überseeische Stammhaus.

Telegramme der Woche

Deutschland.

— Der französische Botschafter, Herr Jules Cambon, der seine Gemahlin nach Kissingen begleitete, wo sie Bäder nehmen wird, hatte bei dieser Gelegenheit eine Besprechung mit Herrn von Kiderlen-Wächter, der sich daselbst auf Urlaub befindet, über die marokkanische Frage. — Frau Cambon wird wohl an einer „diplomatischen“ Krankheit leiden, die nur den Zweck hat, ihrem Manne einen Besuch bei dem deutschen Staatssekretär des Aeußern zu ermöglichen, ohne daß es allzu sehr den Eindruck des „Nachlaufens“ macht.

— Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ begrüßt in einem Leitartikel die in Kiel eingetroffene nordamerikanische Flotte.

— Das Herrenhaus nahm gestern mit 6 Stimmen Mehrheit den Gesetzentwurf an, wonach in Preussen die Leichenverbrennung gestattet wird. Der Erzbischof von Köln und Feldmarschall von Häseler hatten das Projekt bekämpft. Die Regierung ist jedoch der Ansicht, daß durch die Annahme des Entwurfes dem lange währenden Streite ein Ende bereitet werde.

— Der Kaiser befahl die Anlage eines Tierparks bei Berlin, ähnlich dem Hagenbeckschen bei Hamburg. In einer Unterredung, die der Kaiser mit Hagenbeck hatte, sagte er, daß man versucht habe, ihn von dieser Idee abzubringen. Er halte aber die Errichtung des Parks im Interesse des armen Volkes für äußerst nutzbringend, weil die Arbeiter Berlins den Zoologischen Garten wegen des dort herrschenden Luxus nicht besuchen. Es sollte ein äußerst niedriger Eintrittspreis bezahlt werden. Herr Hagenbeck fand die kaiserliche Idee für gut und versicherte, mit allen Kräften für die Ausführung derselben eintreten zu wollen.

— Der französische Gesandte traf in Kissingen, wohin er seine Gemahlin zur Kur begleitete, mit dem Staatssekretär des Aeußern, Herrn Kiderlen-Wächter, zusammen, mit welchem er seine Ideen über die Marokkofrage austauschte. Diese Tatsache wurde in der französischen Presse ausgeschlachtet und behauptet, der deutsche Minister hätte sich gegen die Haltung Spaniens geäußert, was aber von der Regierung energisch bestritten wird.

— Telegramme aus Konstantinopel berichten, daß die Hohe Pforte gesonnen ist, diplomatische Beziehungen mit Brasilien anzuknüpfen.

— Herr Roetger, Direktor des Zentralkomitees der deutschen Industriellen, trat von seinem Posten als Leiter des Hansabundes zurück. Er begründet seinen Entschluß damit, daß der Präsident des Hansabundes, Herr Riesser, eine feindliche Haltung gegen die Konservativen annehme. Mit diesem Rücktritt sind die Beziehungen beider Fraktionen abgebrochen.

— Dieser Tage begeben sich die Herren v. Bethmann-Hollweg und v. Kiderlen-Wächter nach Kiel um mit dem Kaiser zu konferieren.

— Der Station für drahtlose Telegraphie in Koblenz gelang es je einem Fesselballon zu Frankfurt und Karlsruhe Nachrichten zu übermitteln.

— Die Türken werden jedenfalls sehr zufrieden sein, denn der Direktor der „Deutschen Bank“ unterzeichnete den Kontrakt der 55 Millionen-Anleihe. Also ist der Kredit erheblich gestiegen.

— Leutnant Filchner, der Leiter der auf der „Deutschland“ angetretenen Südpolarexpedition, schiffte sich gestern nach Buenos Aires ein.

— Vorgestern wurde der Handelsvertrag zwischen Deutschland und Japan unterzeichnet.

— In Trostberg, Oberbayern, wurde die vor 2 Jahren mit einem Kapital von 7 Millionen Mark gegründete Fabrik zur Stickstoffgewinnung aus der Luft durch eine Explosion vollständig zerstört. Bei dem Unglück wurden drei Personen getötet und mehr als 10 größtenteils schwer verletzt.

— In Künstlerkreisen erwartet man mit Spannung die Erstaufführung der „Alphen-Symphonie“ des Komponisten Richard Strauß.

— Für den kommenden Winter werden Vorlesungen des Professors Reisch an der Berliner Universität über internationale Politik und Südamerika angekündigt.

— Der Kaiser besuchte gestern das Flaggschiff „Luisiana“ des im Kieler Hafen ankernden 2. amerikanischen Geschwaders. An Bord desselben wurde ihm ein „Lunch“ serviert. Heute wird Admiral Tirpitz den amerikanischen Offizieren ein Bankett geben.

Italien.

— Wie aus Ascoli Piceno gemeldet wird, ist auf der Station S. Benedetto del Tronto ein Personenzug mit einer Rangierlokomotive zusammengestoßen. Mehrere Wagen wurden zerstört, wobei 2 Personen getötet, 10 schwer und 20 leicht verwundet wurden.

— In Palermo ist vorgestern die der besten Gesellschaft angehörige Frau Anna Florio unter geheimnisvollen Umständen verstorben. Die Polizei hat eine Untersuchung eingeleitet.

— Aus Venedig wird gemeldet, daß das Militärluftschiff „2 Bis“, das man schon für verloren gehalten hatte, nach einer 145 km langen Fahrt glücklich zum Flugplatze zurückgekehrt ist. Es hat stündlich durchschnittlich 53 km zurückgelegt.

— Aus Venedig kommt die Nachricht, daß Spitzbuben in die Wohnung der Familie Borbiago eindringen, den Hausherrn, seine Frau und ein Töchterchen betäubten und sodann töteten. Es fielen ihnen 400 Lire in die Hände.

— Ueber die Eröffnung der brasilianischen Abteilung auf der Ausstellung in Turin wird folgendes berichtet: Vorgestern morgen kamen aus Rom der brasilianische Gesandte beim Quirinal, Dr. Alberto Fialho, und eine Anzahl brasilianischer Preßvertreter in Turin an, wo sie von dem Chef der Ausstellungskommission, Dr. Padua Rezende, empfangen wurden. Mittags wurde der Pavillon unserer Republik besichtigt. Dieser macht einen großartigen Eindruck und gilt als der schönste der südamerikanischen Staaten. Er ist ein dreistöckiger Prachtbau mit einer großen Glaskuppel in der Mitte und zwei kleinen an jeder Seite. Den Besuchern wurde, nachdem sie alle Räume gesehen hatten, ein Frühstück im Ehrensaal serviert, wobei verschiedene Ansprachen gehalten wurden. Dr. Alberto Fialho belobte die Arbeit der Kommission, durch welche das Ansehen seines Landes gefördert sei. Er schloß mit einem Hoch auf Brasilien. Gestern wurde unter Beteiligung der gesamten in Turin anwesenden Diplomaten, sowie der Elite der Stadt, die brasilianische Abteilung offiziell eröffnet. Nachmittags fand im großen Saal das Festbankett statt, bei welchem mehrere bedeutende Reden gehalten wurden, in welchen unverhohlen der gute Eindruck, den die Geladenen von Brasilien bekommen hatten, zum Ausdruck gelangte. Unter den Klängen der brasilianischen und der italienischen Nationalhymne schloß der offizielle Akt. Bei dem folgenden Konzert hörte man

„Fama“

-Asbestfussboden, gegen Kälte und Hitze indifferent, ohne Fugen, garantiert feuersicher und wasserundurchlässig, sehr widerstandsfähig, von deutschen Behörden und Architekten in bedeutenden Quantitäten seit vielen Jahren verwandt.

la. Zeugnisse! Das Fabrikationsverfahren wird für Brasilien abgegeben; auch fertigmischtes Material geliefert.

Hannoversche Steinholzfabrik

„Fama“ G. m. b. H., Hannover.

viele Musikstücke brasilianischer Komponisten. Ausser dem Hauptbau befinden sich auf dem Ausstellungsgelände noch mehrere andere, deren Gesamtbild auf den Beschauer von günstiger Wirkung ist. Die Besucher erhielten hübsch ausgeführte Ansichtskarten unserer Ausstellung.

— Der Ministerpräsident Giolitti wird einer Eingabe des Deputierten Leonidas Bissolati entsprechend, der Kammer das Projekt vorlegen, den öffentlichen Beamten Roms billige Mietwohnungen zu erbauen. Zu diesem Zwecke soll ein Kredit von 10 Millionen Liras eröffnet werden.

— Aus Eifersucht gab in Bergano gestern der Schuhmacher Ernesto Magri Revolverschüsse auf seine Geliebte ab, nachdem er sie vorher barbarisch mißhandelt hatte. Nach Verübung der Tat stürzte er sich aus dem Fenster seines Zimmers im 4. Stock auf den Hof. Beide waren auf der Stelle tot.

— Im königlichen Schlosse zu Moncalieri bei Turin verstarb gestern im Alter von 68 Jahren die Prinzessin Clotilde, Witwe des 1891 verstorbenen Prinzen Jeronymo Napoleon. An ihrem Sterbelager waren außer ihren Kindern die Königin-Mutter Margarethe, D. Maria Pia von Portugal und Prinz von Udine anwesend. Prinzessin Clotilde war wegen ihrer Mildtätigkeit und Liebenswürdigkeit allgemein beliebt.

— Beim Aufstiege eines Freiballons des Aero-Clubs zu Bovisa erhob sich plötzlich ein heftiger Windstoß, wodurch derselbe gegen das Gasometer getrieben wurde. Die 3 in der Gondel befindlichen Luftschiffer konnten sich retten. Der Ballon stieg schnell in eine Höhe von 8000 m worauf er verschwand.

Oesterreich-Ungarn.

— Eine dem Anscheine nach offizielle Note, die die Zeitungen vorgestern veröffentlichten, tadelt die Türkei wegen ihres Zögerns im Anknüpfen von Friedensverhandlungen mit den Albanesen. Auch wird getadelt, daß die in dem türkischen Vorschläge enthaltenen Bedingungen für die Amnestie so dunkel gehalten sind, daß sie eine Gefahr für die Zukunft bedeuten. Trotzdem tut die türkische Regierung nichts, sich näher darüber auszusprechen.

— Bei den Neuwahlen zum Reichsrat ist der Handelsminister Weißkirchner nicht wieder gewählt worden. Bei den Unruhen in Drohobycz in Galizien sind 14 Personen getötet und 29 verwundet worden.

— Die Stichwahlen liefen unglücklich für die Christlich-Sozialen und die Ex-Ministeriellen aus. So unterlagen die Herren Liechtenstein, Weiskirchner, Pattaé, Neumayer und Witteck. Die Niederlage Gesmans war seinen Gegnern eine große Genugtuung, denn von ihm stammt das jetzige Wahlsystem. Die Christlich-Sozialen hegen aber die Hoffnung, ihn noch als Nachfolger Dr. Luegers zu sehen.

— Bei den Wahlkonflikten in Dohobycz gab es 18 Tote und etwa 50 Verwundete.

— Der Artilleriehauptmann Unitroff unternahm gestern eine Luftfahrt ohne Unterbrechung von Wien nach Budapest in 138 Minuten. Er wurde bei seiner Ankunft sehr gefeiert.

— In Triest wurde gestern der Dreadnought „Viribus Unitis“ vom Stapel gelassen. Bei der Feier waren der Erzherzog Franz Ferdinand als Vertreter des Kaisers, 14 Mitglieder der kaiserlichen Familie, sowie viele hohe Würdenträger zugegen. Der Taufakt wurde von der Erzherzogin Maria Annunciata vollzogen. Nach dem Stapellauf, der glücklich von statten ging, wurden die Eingeladenen vom Thronfolger auf dem Dampfer „Bohemia“ vom Oesterreichischen Lloyd empfangen, bei welcher Gelegenheit er seiner Freude über das Anwachsen der kaiserlichen Marine kundgab, durch diese erwarte er die beste Garantie für die maritimen Interessen der Monarchie.

Frankreich.

— Einige Freunde des zur Disposition gestellten brasilianischen Gesandten in Paris, Dr. Gabriel Piza, beabsichtigen, ihm bei seiner Abreise ein grosses Bankett zu geben und bei dieser Gelegenheit gegen die ungerechten Vorwürfe gewisser Rio-Blätter gegen seine Person und seine Amtsführung zu protestieren. Herr Dr. Piza dankte für die gute Absicht, bat jedoch, die zuge dachte Ehrung zurückweisen zu dürfen.

— Trotz der in letzter Zeit erfolgten schweren Unglücksfälle wird die Regierung fortfahren die Aeroplanfahrten kräftig zu unterstützen und zu animieren. Sie hält es jedoch für nötig, die Wettflüge nach festen Statuten zu regulieren.

— Der Defraudant Duez wurde zu 12 und seine Helfershelfer Bréton und Lefebvre zu je 2 Jahren Gefängnis verurteilt.

— Gestern beschlossen sämtliche Minister, von ihren Aemtern zurückzutreten. Die Ursache war, daß der Antrag des Deputierten Hesse, wonach selbst im Kriegsfall die Armee dem Gesamtministerium und nicht einem einzigen Oberkommandierenden unterzuordnen sei, mit 248 gegen 224 Stimmen angenommen wurde. Der Kriegsminister hatte das Letztere vorgeschlagen.

— Der Minister Ernest Monis unterbreitete gestern dem von Rouen zurückgekehrten Präsidenten Fallières das Demissionsgesuch des Ministeriums dasselbe wurde angenommen.

England.

— Mit der gestrigen Flottenschau erreichten die Krönungsfeierlichkeiten ihren Abschluß. Das Königspaar war morgens in Portsmouth mittels Sonderzuges eingetroffen, ebenfalls eine ungeheure Anzahl Fremder in ca. 40 überfüllten Zügen. Die Schiffe prangten alle in Flaggenschmuck. Unter Kanonendonner und Muski defilierten sie in 8 Kolonnen vorbei, worauf sich die Kommandanten sämtlicher Schiffe zum Empfang an Bord der Königsjacht „Victoria and Albert“ begaben. Die fremden Gäste kehren von heute ab in ihre Länder zurück.

— Gestern in der Frühe verkündeten Artilleriesalven den Beginn des Festtages. Das Wetter war regnerisch, klärte sich aber um 8 Uhr auf. Die Straßen, welche der Krönungszug passierte, wurden militärisch besetzt. Das Volk drängte sich auf den Tribünen, welche vom Buckinghampalast bis zur Westminsterabtei, der althergebrachten Krönungskirche, errichtet worden waren und auf den Fußsteigen. In Charing-Cross zerbrach die Menge den Polizeikordon, es gelang aber bald, wieder Ordnung zu schaffen. Um 10 Uhr ging vom Palaste der erste Zug ab, welcher die fremden Fürsten und Vertreter aller re-

gierenden Häuser der Welt zur Kirche führte, vom Volke enthusiastisch begrüßt. Dann folgten die Mitglieder des englischen Königshauses und schließlich das Königspaar selbst. Wieder ertönten Artilleriesalven, die Glocken läuteten, und die Musikkapellen intonierten die Nationalhymne. Das Volk jauchzte den Herrschern und ihren Söhnen jubelnd zu, und dieser Jubel erhöhte sich, als bald die Sonne durch die Wolken brach. Eröffnet wurde der Krönungszug von Regimentern der Kolonialtruppen. Um 11 Uhr hielt das Königspaar nebst Gefolge seinen feierlichen Einzug in die Kirche.

Die Akklamation des Volkes war bei dieser Gelegenheit derartig, daß man vom Glockengeläute und den Salven nichts vernehmen konnte. Der Krönung gingen verschiedene alte Zeremonien voran, die Eidesleistung, Bekleidung mit den königlichen Insignien, wie Mantel, Schwert, Szepter, Reichsapfel und Sporen. Der Akt selbst wurde vom Dekan der anglikanischen Kirche vollzogen, nachdem der König die heilige Salbung empfangen hatte. Unter den Klängen des Te deum defilierten sodann die Granden des Reiches am Throne vorüber und leisteten feierlich den Eid der Treue. Die Krönung der Königin erfolgte darauf vor dem Altar, worauf sie zur Seite ihres Gemahls Platz nahm. In der Kirche waren über 7000 Personen zugegen; trotz des riesigen Menschenandranges kam nicht die geringste Störung vor. Um 2 Uhr verließ das Königspaar nebst dem Riesengefolge die Abtei und begab sich zum Palast zurück. Als es bald darauf im königlichen Schmuck am Balkon erschien, erreichte der Jubel des unten harrenden Volkes seinen Höhepunkt. Abends war die Stadt festlich illuminiert und um 10 Uhr wurde vor dem Kristallpalast ein herrliches Feuerwerk abgebrannt. Wegen des in Spithead herrschenden schlechten Wetters mußte die Illumination der dort im Hafen ankernden Schiffe auf heute verschoben werden. Um Mitternacht herrschte auf den Straßen der Hauptstadt noch ein derartiges Gedränge, daß das Durchkommen fast unmöglich war und allerorts hörte man singen: God save the king!

Spanien.

— In Ceuta ist ein marokkanisches Freiwilligenbataillon in der Bildung begriffen, welches bestimmt ist, die Stadt gegen die Angriffe der Aufständischen zu verteidigen. In Argila griffen die Marokkaner 2 spanische Hirten auf, welche sie grausam mißhandelten. Mit vieler Mühe gelang es ihnen, in das spanische Konsulat zu flüchten, wodurch sie dem sicheren Tode entgingen.

— In Burgos wurde der Raubmörder Valderramo, welcher seinen Freund Lopes Barrios vergiftet und sich dessen Vermögen angeeignet hatte, zum Tode verurteilt.

Portugal.

— In der Nähe von Arcos de Val de Vez wurde eine neue Waffensendung für die portugiesischen Monarchisten beschlagnahmt. Der Transport wurde von berufsmäßigen Schmugglern besorgt, die, als sie sich entdeckt sahen, ihre Lasten wegwarfen und entflohen. Der Mann, für den die Sendung bestimmt war, wurde verhaftet. Er ist erst vor kürzerer Zeit aus Brasilien hier angekommen.

Niederlande.

— Auch in Amsterdam ist der Streik der Seeleute ausgebrochen. Sieben im Hafen liegende Schiffe waren vorgestern morgen fast ganz ohne Besatzung. Auch die Besatzung des am Montag von Südamerika

angekommenen Dampfers „Hollandia“ schloß sich den Streikern sofort an und verließ das Schiff, sobald die Anker gefallen waren.

Belgien.

— In Brüssel brach in der alten Abtei Notre Dame d'ela Cambre, die neben dem gleichnamigen Gehölz gelegen ist, ein großes Schadenfeuer aus, das auch auf ein kartographisches Institut übergriff. Der angerichtete Schaden ist höchst beträchtlich.

— Wegen des in Holland herrschenden schlechten Wetters weigerten sich gestern 14 Flieger, den 4. Wettflug nach Paris anzutreten. Dieselben reichten einen Protest an den Aero-Club gegen die Kommission der Veranstaltung ein.

Holland.

— In Amsterdam traten die Besatzungen mehrerer Schiffe in Ausstand und begaben sich an Land. Ihre Haltung ist friedlich.

— Bei dem Wettfliegen Liege—Utrecht gewannen Vidart mit 374, Beaumont mit 468 und Garros mit 564 Minuten. Gestern erhob sich bei der Abfahrt der Aeroplane ein Unwetter, welches großen Schaden in den Apparaten anstiftete, jedoch kein Menschenopfer erforderte. Den aufgestiegenen Luftschiffen gelang es, zu landen. Der Amerigo stürzte ab, wobei sein Fahrzeug in Trümmer ging. Er selbst kam

Türkei.

— Die türkischen Truppen, welche zur Unterdrückung der arabischen Aufständischen abgesandt waren, wurden bei Gersan vollständig geschlagen. Die Verluste betrugen 1000 Tote, 500 Verletzte und 6 Kanonen. Man schreibt der Unfähigkeit des Führers, General Mohamed Ali-Pascha, die Schuld an dieser Niederlage zu.

Marokko.

— Muley Hafid sprach sich energisch gegen die Ausschiffung spanischer Truppen in Larache aus. Das Land stünde im Begriff, pazifiziert zu werden. Durch obigen Akt würden aber die Einwohner von neuem gereizt und es stünden unerwartete Verwicklungen bevor.

Vereinigte Staaten.

— Bei Gelegenheit eines Festes, welches der Chef der republikanischen Partei, William Bornes, in seinem Palaste zu Newyork gab, brach durch ein unvorsichtig weggeworfenes Streichholz Feuer aus, welches mit ungeheurer Schnelligkeit um sich griff. Die Anwesenden flohen entsetzt auf die Straße, und es gelang ihnen sich zu retten, bis auf 2 junge Damen, Töchter des Bankiers Wilson und des Fabrikbesitzers Dohaor. Diese hatten in einem Zimmer Zuflucht gesucht, und kamen in den Flammen um. Zwei Diener, welche versuchten, die Unglücklichen zu retten, erlitten schwere Brandwunden und wären beinahe ebenfalls verbrannt, wenn man ihnen nicht zu Hilfe gekommen wäre.

Argentinien.

— Aus Formosa kommt die Nachricht, daß Indianer aus den Stämmen „Chiriguanos“ und „Matacos“ in der dortigen Gegend drei Besitzungen überfielen, 16 Personen töteten und viele andere verwundeten. Eine Truppenabteilung wurde zur Verfolgung der Verbrecher abgeschickt. — Truppen hätte man ihnen hier wohl auch nachgeschickt, um ihnen nämlich die bei dem Ueberfall etwa übersehenen Wertsachen, liegengelassenen Waffen etc. nachzutragen und nach ihren sonstigen Wünschen zu fragen.

— Hier hat man erfahren, daß sich in London unter dem Namen „Foreign Corporation“ eine Gesellschaft gegründet hat, die sich mit dem Ankauf geeigneter südamerikanischer, speziell argentinischer, Produkte beschäftigen wird und über ein Aktienkapital von 1 Million Lstrl verfügt.



„FAMA“

-Asbestflusssboden, ohne Fugen, garantiert feuersicher, wasserundurchlässig und sehr widerstandsfähig, gegen Kälte und Hitze indifferent. Seit vielen Jahren vorzüglich bewährt und bei den ersten deutschen Behörden eingeführt. Für Krankenhäuser, Schulen, öffentliche Gebäude, Geschäftshäuser und Fabriken etc. vorzüglich geeignet. Uebertrifft jedes andere Fabrikat!

I. Referenzen! Das Fabrikationsverfahren wird für Brasilien an kapitalkräftige Firmen abgegeben, ferner die Lieferung von fertig gemischtem Material übernommen.

Kunstmarmor, dem echten täuschend ähnlich, in Platten und in jedem Dessini

Hannoversche Steinhölzfabrik „Fama“ G. m. b. H., Hannover.

— Aus Mendoza wird telegraphiert, daß in der Nähe der Anden ein Eisenbahnzug im Schnee stecken geblieben ist, sodaß die von dem Notwendigsten entblößten Passagiere in die größte Not gerieten. Schleunige Hilfe ist dringend nötig.

— „La Nacion“ kommentiert die ungemeine Teuerung in Buenos Aires. Das Blatt fügt u. a. an, daß ein Dutzend Eier 2\$800 brasilianischer Währung kostet.

— Wie Telegramme besagen, wird die Nachricht über den Angriff der Indianer auf die Villa Florencio am Rio Pilcomayo voll und ganz bestätigt. Die „chacunipices“ ermordeten 24 Personen und raubten 2000 Rinder.

Chile.

— In der Hauptstadt Santiago und überall im Innern des Landes ist sehr viel Schnee gefallen.

— Der deutsche Gesandte hat vorgestern seinen Kollegen von der Diplomatie ein großes Bankett gegeben.

— Die in den Anden eingeschneit gewesenen Passagiere werden dieser Tage in Santiago erwartet.

— Der Handelsminister richtete ein Rundschreiben an alle Gouverneure, worin er die Gründung von Arbeiterbibliotheken empfiehlt.

— Ein ungeheurer Sturm brach vorgestern über Iquique los, welcher auf dem Meere den Untergang von 4 und die Strandung von 11 Dampfern zur Folge hatte. Es fehlt jede Nachricht von über 200 Fischerbooten, welche zum Teil mit ihrer Besatzung verloren sein dürften. Der Verlust an Menschenleben ist groß. Auch auf dem Lande hat der Orkan erhebliche Verwüstungen angerichtet. Durch den Sturm wurden die Telegraphen- und Telephonlinien vollständig zerstört, Bäume wurden aus der Erde gerissen, sowie der Einsturz vieler Häuser herbeigeführt. Die Zahl der Toten und Verwundeten konnte noch nicht festgestellt werden.

Uruguay.

— Die Angestellten der Straßenbahngesellschaft „La Commercial“, welche sich in Ausstand erklärt hatten, nahmen die Arbeit wieder auf, weil ihnen seitens ihrer Kollegen von der „Transatlantica“ kein Beistand geleistet wurde.

Paraguay.

— Vom ersten Juli ab gehen die Züge der Estrada de Ferro Central Paraguaya von Assuncion bis Buenos Aires, wozu sie 3 Tage Fahrtdauer gebrauchen.

— Der Präsident Jara wurde durch Beschluß der Deputiertenkammer mit Stimmengleichheit, wobei das Wort des Kammerpräsidenten den Ausschlag gab, zum General befördert.

Vermischte Nachrichten.

Ein numismatisches Unikum. Aus Jekaterinburg wurde, wie im St. Petersburger Herold

berichtet wird, ein galvanoplastischer Abguß eines Silberrubels des bekannten Aufrührers Pugatschew an die Geistliche Akademie in Kiew geschickt. Auf der Vorderseite der Münze ist das bärtige Haupt eines wildblickenden Mannes dargestellt. Auf dem Kopf sitzt eine Pelzmütze, die nach oben spitz zuläuft, auf den Schultern sind Epauletten auf der Uniform bemerkbar; ein breites Band geht über die eine Schulter. Die Aufschrift lautet: Von Gottes Gnaden der weiße Zar Peter Fedorow. Auf der Rückseite ist ein in acht Enden auslaufendes Kreuz dargestellt, auf dem die Worte zu lesen sind: Wille, Wahrheit, Gesetz. Dieser Rubel ist im Jahre 1772 in Jaik geprägt worden. Bisher galten die falschen Rubel aus der Zeit Peters III. Federowitsch vom Jahre 1762 als Pugatschewsche Rubel. Pugatschew gab sich ja bekanntlich für Peter III. aus. Jetzt aber, zum ersten Male, ist es durch den Silberrubel von 1772 bewiesen, daß Pugatschew Rubel prägen ließ.

Der Entdecker der Spektralanalyse. Große Gelehrte, Miller, Swan Foucault u. a., hatten sich mit den Spektrallinien befaßt, aber erst die Deutschen Wilhelm v. Bunsen und Gustav Kirchhoff erkannten, daß jede verdampfbare Substanz, in eine Flamme gebracht, oder jeder glühende Dampf ein charakteristisches Spektrum habe. Damit war die große Entdeckung der Spektralanalyse gemacht, die dem Forscher in seinem Laboratorium verrät, aus welchen Stoffen unendlich weit entfernte Weltkörper bestehen. Vor hundert Jahren, am 31. März 1811, wurde der geniale Forscher Bunsen in Göttingen geboren, er hat sich dann auch nach vielseitigen Studien in Berlin, Wien und Paris als Privatdozent ebenda habilitiert. Schon mit 25 Jahren wurde er als ordentlicher Professor der Chemie an das Polytechnikum nach Kassel berufen, ging dann nach Marburg, Breslau und schließlich nach Heidelberg, wo er 37 Jahre gewirkt und Unsterbliches geleistet hat. Bekannt wurde in weiteren Kreisen sein Name vor allem durch den sogenannten Busenbrenner, der darauf beruht, daß das ausströmende Gas atmosphärische Luft einsaugt und vollständig verbrennt. Die Flamme leuchtet nicht, entwickelt aber eine gewaltige Hitze. Unsere Glühlichtbrenner sind alle nach dem Busen'schen Prinzip konstruiert. Von weiteren Erfindungen Busens sind zu nennen sein Photometer (Lichtmesser) und das nach ihm benannte galvanische Element. Seine zahlreichen, rein chemischen Arbeiten lassen sich kaum aufzählen, ebensowenig läßt sich an dieser Stelle Näheres von seinen Untersuchungen über die Gase sagen. Erwähnt sei nur noch, daß er einige neue Elemente, wie das Caesium und Rubidium, entdeckte. Er fand ein vortreffliches Gegenmittel gegen die Vergiftung durch arsenige Säure, stellte zuerst Magnesium in größerer Menge dar und lehrte durch Verbrennung von Magnesiumdraht ein ungemein helles, chemisch wirksames Licht erzeugen. Dabei trieb er u. a. auf Island wichtige geologische Untersuchungen. Kurz, die verschiedensten Wissenschaften können ihn unter ihre Großen zählen. An äußeren Würden und Titeln hat es ihm nicht gefehlt, er wurde Exzellenz und mit vielen Orden geschmückt. Er starb in hohem Alter, doch einsam; eine Familie hinterließ er nicht.

Feuilleton.

Bist du deines Glückes Schmied?

Roman von S. Barinkay.

Doch seine Antipathie durfte jetzt nicht mit sprechen — er war ihm ehrlichen Dank schuldig.

Mit lebhafter Wärme schritt er dem Grafen entgegen.

„Ich mußte Sie zu mir bitten lassen, um Ihnen meinen Dank abzustatten zu können, meinen heißesten, meinen innigsten Dank!“

Er streckte dem Eingetretenen die Hand hin.

Landshoff nahm sie mit Zurückhaltung und ließ sich rasch wieder los. Seine Verbeugung war knapp, sein Lächeln unfrei.

„Der Dank ist unverdient, Herr Baron! Jeder Passant, Städter wie Bauer, der zufällig gleich mir des Wegs gekommen wäre, hätte getan, was ich tat — einfache Menschenpflicht!“

Die Worte klangen ganz schön und ganz nobel, aber Morf merkte die Gezwungenheit heraus und fühlte sich erkaltet.

„Ich stehe tief in Ihrer Schuld, und meine Dankbarkeit verlangt sehnlichst, zum Ausdruck gebracht zu werden! Ich stelle mich zu Ihrer Verfügung, Herr Graf!“ sprach er ernst, mit mehr Förmlichkeit als Herzlichkeit.

Aus den getauschten Reden wich der Frost nicht. Landshoff fragte mit keinem Wort, wie das Unglück geschehen konnte — als sei es Brauch, mit dem Auto auf solch wundervollen Straßen zu entgleisen.

Morf fand es so unnatürlich, das nicht zu erörtern, daß er, unter den hellen, blitzenden Augen des gegenüberstehenden Mannes in eine leichte Verlegenheit geratend, selbst davon begann — allerdings in sehr konventioneller Weise — daß es ihm unbegreiflich sei, wie ihm, dem sichern Fahrer, dieses Malheur zustoßen konnte!

„Sie waren vielleicht erregt, Herr Baron. Erregung macht die Augen halb blind, das Gehirn verwirrt, das Blut brausend. Ein Mensch, der nicht kaltblütig, nicht gelassen und nicht völlig ruhigen Sinnes ist, sollte ein solches Fahrzeug nicht lenken; am wenigsten mit Innsassen. Das eigene Leben mag man aufs Spiel setzen; das einen anderen Menschen sollte uns heilig sein!“

Dunkles Rot drang in Morfs Wangen.

Aber schließlich, es war nichts gesagt! Der Ton Landshoffs war ohne Tadel! Er zielte anscheinend ins Allgemeine.

Die Blicke der beiden Männer stießen aneinander wie Waffe und Schild.

Die Augen des Grafen waren undurchdringlich.

Morf begann leichthin nach einer flüchtigen Pause: „Es ist ja möglich, daß ich nicht vollends gleichmütig war. Ich hatte Aerger mit dem Führer, der sich dreistermaßen selbst beurlaubte. Gott, Derartiges dürfte ohne Belang sein! Erregung packt den Automobilisten, wenn ihm ein Tier über den Weg läuft — und die Hand muß muskelfest und zielbewußt Rad und Steuerung regieren. Ich habe tagelang glatte Fahrten gemacht — es war eben Mißgeschick, wie es manchmal jeden ereilt, sogar den Fußgänger, indem er über seine eigenen Füße stolpert. Um wieviel leichter, wenn man von einem maschinellen Apparat abhängig ist, der noch immer nicht den Grad der Vollkommenheit erreicht hat!“

Wieder eine Pause. Die Schwalben strichen nun vor dem Fenster hin, und eine mußte sich auf dem nahen Mauerwerk niedergelassen haben, denn ihr Zwitschern tönte deutlich ins Zimmer.

„Nun ja, Sie sind ja verhältnismäßig gut weggekommen,“ begann Landshoff mit eigentümlichen Lippenzucken, „aber“.

„Aber Jutta, meine Frau, meinen Sie!“ Morfs Gemessenheit schwankte. Seine Haltung wurde Spannung, sein Gesicht ließ die Pein ahnen, die er verbergen wollte.

„Herr Graf, man beruhigt mich immer, versichert mir Gefahrlosigkeit und hält mich kurz mit jeder Nachricht von ihr. Sie sind besser unterrichtet. Sprechen Sie! Bitte!“

„Bedaure lebhaft, Herr Baron, ich fühle mich nicht befugt, dem Arzt vorzugreifen!“ antwortete der Graf verschlossen und erhob sich.

Der Abschied war wortreich und empfindungsarm.

Morf drückte die Tür zu und blieb gedankenvoll stehen.

Ein Feind! Nichts anderes als ein Feind! Ein stiller, ein hartnäckiger, einer von der Art, die herrliche, treue, aufopfernde Freunde werden, wenn man sie zwingt.

Aber warum? Warum?

Er überdachte nochmals ihr Gespräch. Eine gewisse Sorge um Jutta hatte aus seinen verkappten Vorwürfen hervorgeklungen!

Jutta! — Sollte er Jutta lieben?

Der auch!

Ach!

Der steife, nüchterne, realistische Mensch mit der ausgereckten Sportfigur, der mit einer gewissen Trockenheit das Leben durchschritt — er hatte auf dem Grunde seiner Seele eine so verborgene, so poetische, so gefährliche Empfindung!

Man hätte ihn für einen Mann halten mögen, der in dem mit Zähigkeit und Parforce betriebenen Jagen und Rudern und Reiten den hauptsächlichsten Lebensinhalt sah, der nicht das kleinste Flügelchen besaß, um über die Realität des Daseins hinauszufiegen.

Solche Wirklichkeitsmenschen bringen es in der Regel nicht fertig, ohne Erwiderung zu lieben. Das aufkeimende oder plötzlich aufschießende Gefühl verschrumpft in kurzer Zeit wie ein Pflänzlein ohne Licht und Wasser.

Nur ideale Naturen opfern Petrarca!

Und der Mann haßte ihn! Natürlich — daher die stillo Feindseligkeit! Haßte ihn, weil er ihn beneidete!

Ach, er war nicht beneidenswert! Er war es nicht! Gewiß nicht!

Mit herbem Lächeln schloß er diesen Gedankengang ab und trat ans Bett, wo die Schwester an der Wand an einem roten Seidenband seine unversehrt gebliebenen Taschenuhr aufgehängt hatte. Sie tickte mit melancholischer Hastigkeit in dem nur die notwendigsten Geräte und Dinge enthaltenden Gemach. Fünf Uhr. In einer halben Stunde mußte der jourhabende Arzt eintreffen.

Er sollte seiner Schwelle nicht den Rücken kehren, ohne ihm über Juttas Befinden vollen Aufschluß erteilt zu haben.

Was sie litt, sie litt es durch ihn!

Vor sich selbst brauchte er nichts zu beschönigen. Seine Augen waren wirklich halb blind, sein Kopf zerrüttet, sein Blut kochend gewesen. Wut und Eifersucht, Empörung und Mißtrauen hatten ihn innerlich wie mit Dornen zerrissen. Er war wie ein Irrsinniger und lenkte als ein solcher das Automobil.

Ganz genau erinnerte er sich seiner rasenden Begierde, mit diesem indolenten Weib hinter ihm, wie eine geknickte Wachfigur so leblos, so stumm, so willenlos ohne Furcht — das keinen Schrei aussieß über das fliegende Tempo, keinen Einwand dagegen aussprach — mit diesem unnatürlichen Weib in die Hölle einzufahren oder samt dem wuchtigen Fahrzeug abzustürzen in eine gähnende Schlucht oder zischend in den See zu schießen! Nur um sie und sich zu verderben.

Die Vorstellung war ihm Wollust gewesen!

Zwischen Begierde und Tat lag ein Karat Besinnung.

Ein heftiger Stoß des Blutes, ein Zucken der Muskeln oder der Netzhaut hatte auch das außer Wirkung gesetzt.

In dieser Stimmung eine falsche Drehung, eine zu starke Kraftauflassung, eine sekundenlange Unterlassung der Vibrationssteuerung — und es mußte gehen, wie es ging. —

Der kurze Aufenthalt in Levico zog an ihm vorbei. Ihre Ankunft erst, dann, als er ins Zimmer trat und Jutta in halber Ohnmacht fand, das Gesicht Allermans nachher — dies Gesicht mit den pathetischen Zügen, in denen das Königsbewußtsein seiner Rollen haftete — mit der Siegesicherheit im Blick, mit den routinierten Augen — lebendige Angelhaken für leichtgläubige Herzen — mit der erlogenen Schmerzenslinie um den nackten Mund, der zu grinsen schien, als Morf hinsah. —

Er begann durchs Zimmer zu laufen mit dröhnenden Schritten.

Ob sie ihn wirklich betrog — das heißt, zu betrügen die Absicht hatte?

Seitdem sie keinen Namen führte, war er ja kaum von ihrer Seite gewichen! Ohne Vorbedacht waren sie im Zick-Zack durchs Land gereist, so daß man nicht an den dürftigsten Briefwechsel denken konnte! Jutta wußte heute nie, wohin er morgen das Ziel steckte; sie fragte nicht danach. Auch lief die Post allein durch seine Hände.

Kann die Liebe nicht ungezählte Listen ersinnen? Wie die Gier des Schmugglers Schleichwege, die kein Wächterauge entdecken kann.

Oh! Und er war kein Wächter gewesen! Daran hatte er nicht gedacht.

Ob sie wahrhaft hinabgestiegen war in die Sumpfniederung des Truges und der gemeinen Lüge?

Sie, die den höchsten Adel der Körperlichkeit besaß: die Schönheit — etwas von der himmlischen Schönheit! Sollte dieser der edelgeformte Pokal für einen schlechten Inhalt sein — für eine häßliche Seele?

Ob er ihr unrecht tat — nicht doch unrecht?

Halt, der Brief fiel ihm ein, jener Brief, den er als Beweis an sich genommen. Der konnte ihm Gewißheit geben, vielleicht eine fürchterliche Gewißheit.

Er kramte in dem Schrank, in dem man seine Effekten verwahrt hatte.

Den weißen, adresselosen, gesiegelten Brief hielt er eine Minute zögernd in der bebenden Hand. Dann riß er ihn auf und las:

„An meinen Gatten, Wolfram von Morf.

Es ist seit langen, vielen Wochen mein fester Vorsatz, den Tod zu suchen. Das Hängen jeder — selbst der armseligsten — Kreatur am Leben, eine vermessene Hoffnung, ein lähmendes Bangen vor dem unbekannten Dunkel, das mich aufnehmen sollte, ließ mich bis heute zaudern.

Nun gönnt die Notwendigkeit mir kein „Morgen“ mehr.

Ich verlasse dieses Haus, um dem Wirt, um den Menschen ringsum das Grauen zu ersparen, das alle überschauert angesichts einer Leiche — das Grauen vor dem Ort, wo man sie fand, weil man fürchtet, die letzten geheimnisvollen Seufzer eines unglücklichen Geschöpfes blieben schwebend in dem Raum, oder in einer Ecke lauere er, der gewaltsam Herbeigerufene, Knöcherner, Grinsende, der machtvollste Beherrscher dieses Erdballes, dem alles verfällt, was je zu atmen begonnen hat! Er laure auf ein neues Opfer — das Grauen vor den unheimlichen, unerläßlichen Handlungen und Zeremonien, die mit der Fortschaffung eines solch stummen, reglosen Körpers aus der Gemeinschaft der lebendigen, genußfrohen Menschen verknüpft sind!

Draußen im Walde, am Berghang, in irgendeinem Winkel nehme ich Morphinum, und das Sterben wird leicht sein.

Wenn man mich findet — und man wird es ja — bitte, laß nicht zu, daß fremde Blicke mich beschauen und fremde Hände mich betasten. Laß mich ohne Aufsehen auf dem

zunächstliegenden Friedhof begraben.

Teile der Welt mit, eine schwere Krankheit habe mich in den Tod gedrängt.

In Wahrheit? —

Glaube nicht, daß diese Tat geschieht in Sehnsucht nach jenem anderen, wie du vielleicht meinen möchtest. Er ist mir nichts mehr als der Inbegriff etwas Verabscheuungswürdigen. Der blendende Zauber, den seine Persönlichkeit einst auf mich ausübte, war heftig, aber von kurzer Dauer; er verglomm wie ein Feuerwerk, wenn der Explosivstoff verbraucht ist. Ich dachte schon mit Ruhe an ihn, als ich neben dir am Altar stand, und fühlte einen wohlthuenden Frieden, denn eine Nähe auf mich ausgoß.

Ich muß es schwer beklagen, daß ich in meiner Not, in meiner Furcht vor der Leidenschaft für einen äußerlich bestechenden, begabten und doch minderwertigen Menschen auf den unglückseligen Einfall kam, Schutz und Halt und Stütze in der Ehe zu suchen mit einem Mann von meiner Bildung und meinem Stande.

Wie du ja richtig erkannt hast.

Zu dir zog mich ein gewisses Vertrauen, eine gewisse Wertschätzung, die ich mir freilich erst zugestand, als ich ernstlich erwog, wen ich wählen sollte von denen, ich ernstlich erwog, wen ich wählen sollte von denen, hin, wo sie sich geliebt weiß! Und das wußte ich von dir.

Du denkst, das sei von vornherein ein Betrug gewesen?

In unserer Sphäre wird so oft ohne Liebe und so vielfach mit einseitiger Liebe geheiratet — mit Wissen weitester Kreise. Das konnte mich nicht drücken. Und ich habe dir nie geheuchelt und war sogar weniger freundlich zu dir, als ich es hätte manchmal sein mögen. Ich wollte aber nicht aus der Rolle fallen.

Ich bereue meinen unüberlegten und verhängnisvollen Einfall tiefer als den Irrtum meines Herzens, meiner Sinne, wie es vielleicht treffender gesagt ist. Ich beklage ihn um deinetwillen — weil ich dich verkannt habe.

Was ich noch gutmachen kann, mache ich durch meinen Tod gut.

Doch ich schwöre dir — wie dir's auch scheinen mag, du bist schuldlos daran! Du bist ganz ohne Schuld! Das will ich dir noch sagen. —

Wäre ich weniger hochmütig und eitel, weniger oberflächlich und gedankenlos in den vergangenen Jahren gewesen, frei von dem Wahn, das Dasein sei nur Genuß und das Glück nur Triumph, hätte ich dich erkannt wie in den letzten Monaten, ich hätte mir ein reiches, wertvolles Leben an deiner Seite gesichert wie wenige. Denn du bist gut, du bist edel, du bist ein Mann des besten und hingebendsten Frauenherzens würdig.

Wenn dich mein Tod schmerzen sollte — und er wird es — und es ist mir wohl und weh' bei dem Gedanken — verzeih' es mir! Verzeihe alles.

Jutta.“

Es klopfte. Er war eben fertig mit dem erschütternden Brief

Die ganze Wirrnis, die diese geheimnisvollen Zeilen in ihm angerichtet hatten, im Gesicht, fuhr er herum und schob das Blatt schnell in die Tasche.

Der Arzt trat ein, mit der frischen Beweglichkeit eines Mannes, der viel in Anspruch genommen ist.

„Nun, Herr Baron, wie befinden Sie sich?“ fragte er heiter und legte ihm das Fieberthermometer in die Achselhöhle. Er nahm seine Hand und zählte den Pulsschlag.

„Vortrefflich? So! Das freut mich. Nur das Blut hüpfte ein wenig! Eigentlich überflüssig! — Hm, Sie kommen mir auch erregt vor! Was vorgefallen?“

„Nichts, nichts!“ entgegnete Morf mühsam, denn in seinem Kopf trommelte das Blut, überstürzten sich die Gedanken, zerflatterten, preßten wie Blei auf sein Gehirn. „Ich

Norddeutscher Lloyd, Bremen

Regelmässiger, vierzehntägiger Dienst von Bremen via Antwerpen, Vigo und portugiesische Häfen nach Brasilien (Pernambuco, Maceió, Bahia, Rio, Santos und São Francisco do Sul und umgekehrt) vermittelt der Postdampfer „ERLANGEN“, „WUERZBURG“, „CREFELD“, „HALLE“, „BONN“, „AACHEN“ usw.

— Befördern Passagiere in Kajüte und Zwischendeck. —

Fahrpreis nach Europa pro volle Passage: Kajüte 450 Mark ab Santos. Rio, Bahia usw. III. Klasse nach Bremen, Rotterdam, Antwerpen ab Santos Rs. 150\$500. (Preise verstehen sich exklusive 5 Prozent Steuer). — Von Europa Mark 180 in III. Klasse; wenn die Passage in einem Hafen Brasiliens gekauft wird 144\$000.

Ferner regelmässiger Dienst von Bremen nach Montevideo und Buenos Aires vermittelt der Postdampfer „EISENACH“, „COBURG“, „GOTHA“, „DARMSTADT“, „GIESSEN“, usw. Befördern Passagiere in Kajüte und Zwischendeck.

Nähere Auskunft über Passagen, Abfahrten usw. erteilen die Agenten:

Zerrenner, Bölow & Co., S. Paulo und Santos
Herm. Stoltz & Co., Rio de Janeiro.
Carl Hoepcke & Co., São Francisco do Sul.
A-seburg & Co., Itajahy.

Behrmann & Co., Bahia.

Neesen & Co., Pernambuco.

Herm. Stoltz & Co., Maceió.

bin in Unruhe um Jutta, meine Frau!“

„Nun also, der Unruhe werden wir ein Ende machen, indem ich Ihnen klarsten Wein einschenke, aber vorausschicke, daß keinerlei Ursache zu ernster Sorge gegeben ist!“

Ihre Frau Gemahlin hat bei dieser Geschichte beide Beine gebrochen und eine leichte Gehirnerschütterung erlitten. Die letztere ist behoben, wie bei Ihnen auch, Herr Baron! Das Einrichten der Brüche ist glatt vor sich gegangen, obwohl wir mit Splitterungen zu rechnen hatten. Aber nun liegt die gnädige Frau eingekipst und ist eine musterhafte Patientin, ganz schweigsam, ganz reglos! In wenigen Monaten wird sie an Ihrem Arm wieder spazierengehen, und in einigen Tagen steht es Ihnen frei, sie zu besuchen!

Doch eine andere Sorge macht sie uns jetzt!

Herr Baron, wie ich vermute, sind Sie erst im ersten Jahr vermählt, und es wird Sie schwer treffen. Aber ich muß Sie vorbereiten, obwohl ich hoffe, daß eine Besserung eintreten wird. Sollte sie jedoch ausbleiben, dann nehmen Sie das Unabänderliche in Anbetracht des großen Unglücksfalles, der Sie beide hätte töten können, gelassen auf!“

Die braunen Augen Morfs bohrten sich in die Mienen des Arztes, dem man es wohl ansah, wieviel Anspannung und Sorgen und Krafteinsatz sein Leben forderten.

Er ließ seine Blicke im flüchtigen Ausruhen von des Tages Hetze aus dem offenen Fenster übers Baumgrün schweifen und lenkte sie dann auf dem Baron, der an seinen Lippen hing.

„Seien Sie ruhig, ganz ruhig, Herr Baron! Es ist nichts, was die Zeit nicht ersetzen könnte! — Wir werden alles Können aufwenden, aber — wir müssen auf eine Fehlgeburt gefaßt sein! — Gott, entsetzen Sie sich nicht!“

Morf stierte ihn an.

Hatte sich plötzlich die Sonne verdunkelt? War es Nacht geworden? Hatte sich Blindheit auf seine Augen geschlagen?

Er schrie hinaus, nein, er brüllte und fiel wie vernichtet vornüber, mit dem Gesicht auf den Boden.

* * *

Am rechten Ufergehänge der Elbe, zwischen den Loschwitz Weingärten, mit einem herzeröffnendem Blick über den lebhaft beschifften Strom, über die Villen im Grünen diesselts und jenseits fast bis zu den Türmen und Giebeln Dresdens, der mit Naturreiz überschütteten, an Kunstschätzen gesegneten Residenz Sachsens, lag der Besitz, den Jukuffs für ihre Tochter erworben und ausgestattet hatten.

Es war ein mäßig großer, würfelförmiger Bau, mit diskreter Ornamentik an der Fassade, mit flachem Dach. Die zwischen letzterem und den Mauern verbindende, kobaltblaue Hohlkehle mit ihren Lünetten machte sein eigen und fremdartig; ein exotischer Einschlag.

Vornehm sprang ein dorischer Portikus vor, deckte die Auffahrtsrampe und den Stufeneingang Stufeneingang; zahlreiche Stufen, die immer ein stolzes Bild gaben.

Schlanke Zypressenpyramiden und kostbare Hochstammrosen prägten die griechische Stimmung noch sicherer um die Villen. Man dachte bei ihrem Anblick an den südlichen Himmel. Das Auge suchte nahebei Agavengruppen, die wie aus Metall gegossen in solcher Landschaft stehen; die goldglühenden Blütenflammen von Kakteen — fernhin die Silhouette eines Palmen- oder Olivenhaines; es suchte die schwellenden Formen und brennenden Farben des Südens überall und wartete darauf, daß aus der Tür ein Paar trete, im blondierten Chiton, mit Sandalen an den Füßen, um mit antiker Gelassenheit die Treppe herabzusteigen und zwischen den Thuja zu lustwandeln.

Frau van Jukuff, die den Messingdrücker aufklingte und

Durch ein Versehen des Druckers wurde leider die Seite 39 unserer Wochenausgabe anstelle der Seite 36 gestellt, sodass sich Seite 36 anstelle der Seite 39 befindet, was unsere Leser gütigst entschuldigen wollen.

sonst stellt sich der unheimliche Herzschlag, der auch in günstigsten Umständen unter manchen Beschwerden und Leiden erkämpft werden muß, ganz und gar nicht her.

Uebrigens ist unsere Anwesenheit, die ja augenblicklich leider notwendig ist, durchaus von Uebel. Darum hab' ich dich heute bestimmt, wegzufahren, damit sie für eine Weile ganz allein sind!“

Der schlanke Salondampfer legte sich einladend vor den Steg. Sie stiegen ein und besetzten Plätze an der Brüstung, die ihnen den Blick ungehindert auf die Ufer mit ihrer Lieblichkeit und Romantik gewährten.

Frau van Jukuff atmete noch immer mit beschwerter Brust.

Ihr Gatte hatte behaglich die Beine übereinander geschlagen und trällerte leise. Sie merkte es an seinen Augen: er war ganz bei den paar Noten, die er sang, und sein Ohr schwelgte dabei.

Diese Kunst! Daß sie keinen mehr losläßt, den sie einmal im Arm hielt!

Er hatte sich nie ganz freigeschält von seinem einstigen Beruf, den er um ihretwillen aufgegeben. Auf ihrem Sitz bei Harlem, dessen Verwaltung einen darin aufgehenden Mann erheischt hätte, konnte er sich nicht einleben. Sie verkauften ihn und siedelten nach Deutschland über, wo die Kunst und besonders die musikalische, glänzender gedeiht und liebevoller gepflegt wird.

Piano und Notenblätter waren seine Leidenschaft. Er sang die alten Lieder, die immer schön sind, weil sie echte Künstler geschaffen haben — er übte die neuen mit einer Akkuratess, als sollte er sie morgen einem kritischen Publikum bieten. In ihren Zirkeln, bei Wohltätigkeitsfesten ließ er sich hören und war überglücklich, wenn er stürmischen Beifall errang.

Die Künstlereitelkeit ist das lächerliche, wenn auch befreifliche Anhängsel der Kunst!

Heute waren natürlich der Schmelz und die jugendliche Leichtigkeit und Biegsamkeit seiner Stimme dahin, aber noch immer tändelte er gern mit der Trauer der Entsagung — und sie beschneid ihm die kleine Koketterie nicht. Sie waren ja glücklich gewesen, so glücklich, wie sie es eben Jutta gewünscht hätten, ihrer einzigen Tochter!

* * *

Jutta blinzelte, nachdem das Parktor hinter den Eltern eingefallen war.

Sie, die sonst stundenlang dalag, stumm und wunschlos wie ein Gestorbenes, wurde unruhig. Fliegende Hitze trat in ihre Wangen — ihre Augen wurden groß und flackernd. „Was treiben Sie da, Luise?“ fragte sie die am Fußende sitzende Zofe hastig.

Verwundert über dieses Interesse, hielt ihr das Mädchen eine kleine Stricktrommel entgegen.

„Jnädigste verloren auf der Reise bei dem Unfall eines der feinen Taschentücher, die Frau Baronin-Mutter auf der Ausstellung in Brüssel jekaukt hatten. Frau Baronin-Mutter hat ein ähnliches Gewebe in Dresden nachbekommen, und ich soll das Monogramm nach Möglichkeit den anderen gleich anfertigen. Es wird mir wohl nich ganz so jut jelingen, aber das Dutzend ist wieder voll!“

„Das Dutzend ist wieder voll! — Mit einer so wichtigen Sache sind Sie beschäftigt!“ antwortete die Herrin herb-spöttisch.

Die Müdigkeit der Stimme war weg; sie hatte etwas Nervösen.

„Tun Sie den Kram beiseite und rollen Sie mich tiefer in den Schatten zurück! — Rücken Sie mich höher! — Geben Sie mir das Spitzentuch! — Legen Sie die seidene Decke über mich!“

„Jnädigste, es ist so warm!“

„Mich friert! Sie sehen doch, mich friert!“

Und in all der Unruhe war ihr Gesicht voll Aufmerksamkeit. Jeder Laut verursachte ihr Stechen in der Brust.

Die Stunde, die sie fürchtete, mochte nahe sein — die Stunde, der sie entrinnen möchte um jeden Preis — und der sie bereits entkommen wäre, wenn sie nicht so hilflos hier läge, stets von wachenden Blicken behütet.

Als Morf ins Zimmer trat, verließ es Luise.

Sie waren allein — zum erstenmal seit der folgeschweren Fahrt ganz allein.

Jutta ruhte, als schlafe sie. Daß es nicht so war, bewies das rasche Auf- und Abwogen der Brust, der Wechsel der Gesichtsfarbe, vom auffallenden, brennendsten Rot, das wie ein glühender Schein sie voll und gesund und blühend machte, bis zur Kreidefarbe, die sich darüberbreitete und Schatten hervorrief, die ihr ein erschreckendes Aussehen verliehen.

Sie wartete auf ein Wort, wartete mit dem festen Vorsatz, kein Lid zu heben und bloß zu sprechen mit geschlossenem Blick. Nur nicht in die Augen dieses Mannes schauen.

Die ungeheure Scham preßte ihr die eigenen zu, die Scham, die mit jedem Tage und jeder Stunde riesenhafter anwuchs, seit ihr Körper von den mannigfachen Schmerzen genas, ihr Geist sich langsam erholte — und sie wußte, daß ihm alles offenbar war. —

Die ungeheure Scham ließ nichts erstehen von Trotz oder von dem Stolz, der ihr sonst zu eigen wahr. Sie hatte keine Hilfskräfte, sie mußte vergehen.

Und doch riß ihr etwas die Augen auf: der Magnetismus der seinen, die nicht weggingen von ihrem Gesicht, das sie halb ins Spitzentuch verborgen hielt. Sie starrte wie unter Hypnose in die von Seelenpualen verwüsteten, abgemagerten Züge Morfs, die mit stummer Härte erfüllt waren.

Bislang hatte ihr seine Stimme, wenn er unter dem Zwange der Gegenwart Dritter zu ihr sprach, wie die eines versteckten und gefährlichen Feindes geklungen — voll Abscheu, wie eines fürchterlichen Richters Stimme drang sie jetzt an ihr Ohr.

„Ich nehme an, Sie befinden sich wohl genug zu einer Aussprache, die zwischen uns eine unerläßliche Notwendigkeit sein dürfte! Ich möchte vor allem fragen: wie denken Sie sich die Zukunft?“

Juttas Atem versagte — ihr Herz klopfte nicht mehr — ihr Leib wurde kalt und schwer, und sie spürte daran das Gefühl der Starrheit und Stumpfheit wie an den eingegipsten Füßen.

Sie sah sich hinweggestoßen von ihm, mit Fug und Recht hinweggestoßen und hinein in die unausdenkbare Schande!

Die Erinnerung an all den Jammer, den sie durchgemacht, ehe sie zu dem Entschlusse des Sterbewollens gekommen war, die Pein ihrer Hochzeitsnacht, die ihr einen völlig anderen Mann enthüllte — die schreckensvolle Ahnung dann, die reißenden Zweifel, die furchtbare Gewißheit, die ihr in Florenz wurde — die wahnsinnige Hoffnung in Venedig, deren Erfüllung eine einfache Lösung gebracht hätte — die Enttäuschung darauf, die ihr nicht allein den Wahwitz jener Hoffnung zerstörte, sondern sie auch mit tiefer Beschämung belud — die Reue, die nichts nützte — die Pläne, die auszuführen eine Unmöglichkeit gewesen in dem fremden Lande neben Morf, der nicht von ihrer Seite wich — diese Pläne, die verbrecherisch waren, das Grauen davor — wie das Grauen vor dem Tode, der ihr der einzige Ausweg schien — die Erschöpfung, die folgte, die bis ins Mark ging und sie schließlich gleichgültig und unempfindlich machte für die Erscheinungen des Daseins — — dieses ganze, heimliche Martyrium quoll in ihr auf, brach ihr Besinnung und Fassung, zerrüttete die kaum sich straffenden Nerven.

Die Zähne klapperten ihr, die Lippen zitterten, an den Schultern sah man, wie es ihren Leib schüttelte, und die qualvollen Augen flehten: „Erbarmen, hab' Erbarmen! Dein

Gewiß, Paul van Jukuff war nicht so ideal wie seine Stimme, nicht so seelenvoll wie sein Gesang, nicht so tief und geistvoll gewesen wie die Lieder, die ein Dichter gear, ein Komponist vertonte.

Die Liebe phantasiert nur von Ausnahmemenschen. Es geht ohne Enttäuschung nicht ab, wenn sie mit Normalmenschen auskommen muß.

Aber van Jukuff blieb immer noch ein schöner Mann und, was wertvoller war, ein vornehmer Charakter. Und wer heute einen Blick der Frau auffing, den sie im Sinnen ihrem Mann nachsandte, der sah noch den Abglanz des Gefühls drinnen, das die Jugend so gern und verschwerderisch und flammend, so leicht und leichtsinnig verschenkt.

Jutta kehrte nach fünf Monaten heim — und so heim! Und wie es um ihre Gefühle für den Gatten stand, wußte niemand — nicht einmal ihre Mutter.

Ihr war dieser Schwiegersohn zu willkommen gewesen, als daß sie lange forschen mochte, wie weit Jutta seine unverkennbar große und echte Liebe erwiderte.

Sie hätte auch nicht viel erforschen können. Das Kind schon hielt sein Innenleben wie eine Kapsel verschlossen; das Mädchen tat es noch mehr. Mit siegreicher Art war Jutta eingetreten in den Kreis der Erwachsenen und hatte sich auf einen souveränen Punkt gehoben mit ihrer Schönheit, ihrem modernen Schick und ihrem lebendigen Geist.

„Das Herz hat eine schwache Stimme im lauten Lärm der Welt!“

Jutta war klug. Sie erkannte, daß nur die Toren mit dem Herzen leben, hieß das ihre schweigen, sperrte es ab gegen Neu- und Wißbegierde. Die Welt will Eleganz, Gewandtheit, Liebenswürdigkeit; über eines Herzens Aufrichtigkeit lacht sie, spottet sie, betastet mit schwerfälligen Händen das Zarteste, benennt mit dünnen Namen das Wundersamste, trägt das Heiligste anderer auf den Jahrmarkt und läßt es beglotzen, bemäkeln und verlachen.

Die Mutter wußte ganz und gar nicht, wie es in Jutta aussah. Sie ließ auch sie nicht hineinblicken.

Ob sie glücklich war mit Morf?

Keine Zeile berauschten Gefühls war ihr von der Hochzeitsreise zugeschickt worden, nicht einmal die Nachricht von dem zu erwartenden Kinde!

Die paar Stunden, die sie an dem Krankenlager in dem unheimlich kahlen Trientiner Spitalzimmer verbracht hatte, die paar Stunden, aus Minuten zusammengezogen, denn lange hatte man sie nicht geduldet, ließen ihr keinerlei Einblick. Die da im Bette lag, so steif und regungslos, so weiß und verfallen im Gesicht, mit den schmalen, gepuälten Lippen, übergroßen Augen, die sich ungern öffneten und, wenn sie es taten, nichts verrieten als den Willen zur Stummheit, das war nicht Jutta, wie sie sie gekannt hatte. Das war eine andere, eine Fremde, eine Neue.

Es war auch eine Kranke! —

Mit seufzender Beschwerde bückte sich Frau van Jukuff, nahm einen Pack der Tulpen und legte sie malerisch auf den Kopfteil des Ruhebettes. Die anderen ließ sie wegtragen.

Durchs Parktor sprengte die Epuipage mit Morf und Doktor Elze.

Während der Baron seine Schwiegermutter begrüßte, fuhr ein Mietwagen ein mit Luise und einem Krankenträger. Der setzte ab und stellte sich wartend unters Portal.

Bei seinem Anblick erblaßte das volle, kräftige Frauengesicht.

„Mein Gott, mein junges, schönes, gesundes Kind, wie kehrt es heim!“ —

Morf wurde wie ein Toter.

Sie faßte rasch nach seiner Hand. „Wolfram, verzeih! So war es nicht gemeint! Sicher nicht. Dich trifft kein Vorwurf, selbst wenn es ihr Tod gewesen wäre! Es hätte ebensogut der deine sein können! Was geschah, war Schick-

sals-Ungunst. Ich weiß, wie du sie liebst! Ich sehe, wie du leidest!“

Er sprach kein Wort.

Die Qualen der letzten Wochen hatten seine kräftige Nase noch schärfer herausgearbeitet; seine Wangen waren abgezehrt; sein Mund eingefallen; seine Haut welk und gelb. Er wäre häßlich gewesen ohne den hoheitsvollen Ausdruck auf der Stirn, ohne den schmerzlichen Glanz eines Geheimnisses in den Augen.

Die Fahne schnappte gerade mit den quastengeschmückten Zipfeln lustig in der Luft umher, als im matten Trabe die Pferde den Krankentransportwagen durchs Tor brachten.

Er rollte ganz langsam den Weg heran, mit der Geräuschlosigkeit solcher Gefährte. Der Kies knirschte sanfter; die Tiere traten leiser auf; die Kandaren schlugen sachte an die Gebisse. Bloß das linke Handpferd wieherte hell und fröhlich, als es unter dem Portal stille stehen durfte.

„Es ist ein gutes Zeichen!“ wisperte einer von den Diensthöten, die sich alle abseits befanden in ihrer schlichten Gala, mit Häubchen und frischen Schürzen, mit den nagelneuen Anzügen, geschniegelt und sauber. Der Diener Morfs war ein wenig näher getreten.

Ein blutjunger Mann, in der kaffeebraunen, goldbeknopften Livree und den hohen, lederfarbenen Gamaschen, wie ein feiner Herr im Sportanzug aussehend. Selbst das Gesicht nahm den Eindruck nicht. Nichts von Bedientenlist und Heuchelei und niedriger Gesinnung in den lebhaften, fremdartigen Zügen.

Morf hatte ihn ganz jung aus Ungarn mitgebracht und ihn sich mit Glück selbst erzogen. Er diente seinem Gebieter mit dem Herzen, nicht allein ums Geld. Er war das einzig Alte im neuen Heim, das er miteinrichten half in den verflossenen Monaten. Das gesteigerte Selbstbewußtsein hierüber war zu merken. Für die neuengagierte Sippe, die untereinander tuschelte und zwinkerte, hatte er keinen Blick.

Herr van Jukuff und der zweite Träger stiegen aus dem Wagen. Mit ernstem Gesicht winkte Juttas Vater dem Gesinde, sich zu entfernen.

Nur Fohzca stellte sich hinter seinen Herrn und nahm ihm den Mantel ab.

Flink drehten die Träger hinten die kaschierte Tür auf und hoben die Bahre heraus.

Jutta war mit einer bunten, italienischen Seidendecke bis zum Hals verhüllt; ihr Gesicht verbarg ein Schleiertuch, das eine weiße, feingestempelte Hand, das einzig sichtbare, in seiner Stummheit sprechende Glied an dieser hingestreckten Gestalt, unter dem Kinn festhielt.

Langsam stiegen die Männer mit der Last die Freitreppe empor, die so schön mit Rosen bestreut war. Die Augen, für die sie bestimmt gewesen, sahen sie nicht: nicht die der einziehenden Herrin, die fremde Hände, bedeckt wie eine kostbare Statue, im Schweigen über die Schwelle trugen, und nicht die des heimkehrenden Mannes, der den Besitz betrat, die Brust voll ertöteter Hoffnungen, voll gebrochener Empfindungen.

* * *

Die Sonne spiegelte sich Tag für Tag mit Sommerprangen auf der Elbe. Die Schiffe mit Ausflüglern zogen stromauf, stromab; Regataboote schossen im Uebungstempo vorüber.

Vom Balkon aus, wo Jutta die Stunden unter der bestrahlten Markise auf ihrem Ruhebett verbrachte, vermochte sie in ihrer hilflosen Lage den Blick nur schwer nach den bewimpelten Dampfzügen voll Lust und Leben zu richten. Die beweglichen Rauchstandarten, die jedes der Salonschiffe hinterließ konnte sie sehen, konnte sehen, wie sie langsam vergingen und bezwungen wurden von der Macht des Achters. Sie hörte das fröhliche Stampfen der Räder und Schrauben, zeitenweise ein Lied aus begeisterten Kehlen oder ein Mu-

Dr. Stapler

ehemaliger Assistent an der allgem. Polyklinik in Wien:
ehem. Chef-Chirurg div. Hospitäler etc. Chirurg am
portugiesischen Hospital.

Opérateur und Frauenarzt

Rua Barão de Itapetina N. 4. S. Paulo
Von 1—3 Uhr. Telephon 1407.

sikstück voll patriotischen Schwunges.

Sie konnte es hören, aber sie hörte es kaum. Sie starrte an das Leinwanddach, schien hindurch zu schauen in den blauen Azur hinein, ins Unermeßliche, ins Unergründliche. Die Augen beherbergten die Seele nicht.

Oder die breiten, rosafarbenen Lider lagen, mit dem dunklen Wimpernkranz abgeschlossen, auf den bleichen Wangen, bleich wie die Lippen, die in der sonst so reizvollen Bogenform jetzt entsetzlich schlaff und müde anzuschauen waren.

Frau van Jukuff kam in Hut und Staubmantel auf den Balkon.

„Papa wird gleich fertig sein! Ich mache ungern die Partie, aber er behauptet, ein tüchtiger Spazierlauf sei mir notwendig wie einem Vogel das Fliegen. Warum der gerade um Pillnitz gemacht werden muß?“

„Weil es schön dort ist, Mama, so wunderschön zwischen den romantischen Gehängen, angesichts der Burg, unter den alten Bäumen, die lispeln und rauschen!“

Die Worte klangen geleiert, nicht empfunden. Der Mutter entging das in ihrer Freude über die Rede, die ungewohnt lang war.

Sie strich ihrer Tochter über das offene Haar, das wie bei einem Kinde als kurzes Gelock um die Wangen hing. „Das nächstemal, Liebe, in vier Wochen, wenn die Wälder prächtig im Verfärben sind, das Moos an den Felsen sich bräunt und in die Wiesen die Herbstzeitlosen gestickt sind, kannst du selbst im Friedrichsgrund herumspazieren!“

„Ich habe keine Sehnsucht danach, Mama!“

Frau van Jukuff warf dem eintretenden Gatten einen schmerzlichen Blick zu. Der winkte zum Schweigen, und sie verabschiedeten sich.

„Wolfram geht nicht mit euch?!“ rief Jutta, als die Eltern die Schwelle überschritten, und drehte den Kopf mit einem Ruck nach ihnen.

Die Mama kehrte nochmals um. „Aber, Kind, was fällt dir ein! Wie kannst du denken, daß wir dich allein hier lassen! Da hättest du schon zugeben müssen, daß ich Frau Lotte Elze herbitte. Sie wäre überhaupt des öfteren eine passende Gesellschaft, da nun doch alle unsere Bekannten auf der halben Erdscheibe zerstreut sind und dir ein heiteres Gepolauer recht gesund wäre!“

„Ich will niemand — ich bin am liebsten allein!“

„Du bist eigensinnig und wenig liebenswürdig gegen die Deinen! — Jetzt bleibt Luise zu deinen Diensten, und dann wird ein Mann dir heute einmal Gesellschaft leisten und dir „Die Wiskottens“ von R. Herzog vorlesen; nichts Neues, aber etwas Gutes mit echtem Lebensgeruch. Es gefällt dir bestimmt, gesunde Kraft und Willensstärke atmet das Werk aus — vielleicht richtest du dich ein wenig daran auf, mein Kind! Du bist so nachgiebig gegen dich und dein Leiden! Bücher sind gute Lehrmeister!“

„Der beste und eindringlichste und grausamste ist das Leben. Sorge nicht um mich, Mama, ich verbringe den Tag in Fröhlichkeit!“

„Das Schiff wartet nicht, bis es Herrn van Jukuff und seiner hochedlen Gemahlin belieben, einzutreffen! Wir müssen fort!“ rief eine laute Stimme zur Tür herein, und hoch

heute, nach mehr als zwanzig Jahren, hörte man den Sprechkünstler heraus; jeder Vokal klang rund und jede Silbe deutlich.

Das Ehepaar ging und stieg langsam abwärts, Frau van Jukuff mit betrübter Miene.

„Es stimmt etwas nicht, Paul! Gewiß nicht. Jutta ist nicht Jutta mehr! Die fünf Monate haben sie bis zur Unbegreiflichkeit verwandelt.“

„Will's dich wundern, Jane?! Sie hat in dieser Zeit zwei wichtige Stadien genommen: sie ist Frau und Mutter geworden! Dann das Unglück — es war kein kleines! Und das Stilliegen — das lange, lange Stilliegen! Vielleicht hat sie Bangen, wie es werden wird — in jeder Hinsicht — besonders mit den Füßen. Man hat sie wohl bei der Durchleuchtung mit Röntgenstrahlen ohne Tadel gefunden, aber der Betroffene macht sich da leicht Kummer. Sie spricht sich nicht aus! Auch nicht gegen dich?“

Ein Seufzer kam vor den Worten: „Ach nein — auch nicht gegen mich! Wie es nie ihre Art war. Weißt du“ — sie sah sich vorsichtig um, als spräche sie ein Geheimnis aus und die Vögel in den mit roten Beerenbüscheln behängten Eschenbäumen könnten es hören, denn sonst war der Steig leer, den sie zur Wegkürzung gewählt hatten — „weißt du, es ist, als sei Jutta die Nähe ihres Mannes peinigend. Sie redet noch weniger in seiner Anwesenheit, sie hat keinen Blick für ihn, sie drückt die Augen zu, und sie atmet auf, wenn er das Zimmer verläßt! Hast du's nicht bemerkt?“

Ihr Gatte machte eine abwehrende Geste.

„Jane, du bist eine Phantastin!“

„Im Gegenteil, du hast keinen Blick für die Wirklichkeit. Du stehst noch immer auf dem Podium, auch im Leben, Paul! Ich täusche mich nicht. Es ist gerade, als ob sich die Zwei nicht zusammengefunden hätten, trotzdem Morf sie so abgöttisch liebte. Nun sind sie eine Woche hier, und ich habe noch nicht die kleinste Zärtlichkeit zwischen den beiden gesehen. Auch Wolfram ist seltsam! Schon, daß er sich ausgebettet hat am ersten Tage und in der Fremdenstube schläft“ —

„War sehr klug von ihm, wenn du die Sachlage bedenkst!“

Sie schüttelte den hellblonden Kopf, noch ebenso blond wie zur Jugendzeit, noch ebenso reich behaart wie einst, da sie ihn stolz mit der überreichen Schönheit trug, die jetzt eigentlich ihre einzige war, und deren Fülle das dicke Gesicht darunter angenehm schmaler erscheinen ließ.

„Ich bringe die Vermutung nicht los, als läge auf Jutta etwas Verschwiegendes, Furchtbares — oder aber ihr Verstand hat gelitten.“ —

Herr van Jukuff wurde aufgeregt. „Ich beschwöre dich, spinne keinen tragischen Faden! Es ist alles erklärlich: Frauen sind in der gesegneten Zeit nicht ganz zurechnungsfähig! Es gibt auch Frauen, die, wenn sie sich Mutter fühlen, ihre Männer nicht leiden können. Jutta gehört vielleicht dazu. Dann der Sturz, er irritierte Nerven und Denkvermögen bei ihr“ —

„Halt, Paul, die Weisheiten hast du nicht hinterm Notenschlüssel gelesen!“

„Nun ja — nein! Doktor Elze ist doch auch nicht blind, so wenig wie ich, der ich nicht gern rede über so subtile Dinge! Und dieser Elze ist ein netter Bursche und nun einmal ihr Hausarzt — wir kamen neulich ein wenig über das eigene Wesen Juttas zu sprechen. Es wird alles anders werden, wenn einige Zeit verstreicht, wenn sie wieder herumgehen kann wie wir auch. So meint er. Und wie es auch sei, Jane, wenn auch sonst nicht alles glatt sein sollte, Morf ist ein aristokratischer Mensch und Jutta bei ihm für jeden Fall geborgen. Sie werden schon zurechtkommen allmählich. Die Ehe ist ein intimer Bund zu zweien, ein Drittes sollte nicht mit dem kleinsten Finger daran tippen,

herauskam, mahnte an keinen Abkömmling der Rasse, die ein spartanisches Zeitalter besaß. Sie glich einer jener römischen Kolossalfrauen, die um die Zeit Neros lebten, in den die üppigen Tafelfreuden nebst den Genüssen der Arena den höchsten Lebensinhalt bildeten; Frauen, wie man sie heute noch vereinzelt in den Logen zu Rom, in den Karossen, die nachmittags in den Parks der Villa Doria-Pamfili und Villa Borghese spazierenfahren, sehen kann.

Ihr Gesicht war nicht unedel; ihr Auge voll weiblicher Güte, und sie nannte Phantasie und Geschmack ihr eigen; der Anzug zeigte es, der dezent, gefällig und künstlerisch die hohe Gestalt umschloß.

Frau van Jukuff gehörte nicht zu den dicken Leuten, die unrespektabel oder gar lächerlich erscheinen. Sie wirkte imposant, weil sie Geist hatte. Und Jutta mochte von ihr manches geerbt haben, wengleich sie äußerlich ganz der Vater war, der schlank, jugendlich-schlank neben seiner Frau stand. Eine brünette, eine anziehende Erscheinung mit der eleganten Figur, dem feinen Kopf, dem reichen Haar, das wie gepudert, ohne Scheitel, schmal zu beiden Seiten, voll über der Stirn stand — mit der schönen, regelmäßigen, für einen Mann etwas weichen Gesichtsformation, was nicht einmal der interessante Aethiopierbart vollends verändern konnte und nicht der zarte Ernst, der darüber lag und mehr kokett als tief schien.

Der Wind wehte von der Elbe herauf und riß den Vorhang aus einem Fenster. Wie eine Freudenfahne wehte die purpurne Seide ins Grüne.

Frau van Jukuff bemerkte es und wurde gemahnt.

„Paul, wie meinst du,“ fragte sie in dem Tonfall von sorgenbewegten Menschen, „sollen wir die Flagge hissen?“

„Ich weiß nicht!“ meinte der Gatte zögernd. „Der Himmel strahlt ja, aber die Heimkehr ist doch eine traurige!“

Im Türrahmen wurde ein blonder, junger Mann sichtbar, der das sprühende Glück in seinen Mienen mühevoll mit konventionellen Ernst niederzwang.

„Gnädigste Frau, schon zur Beruhigung der Heimkehrenden sollte sie fröhlich wehen! Nur keine trübe Note jetzt! Alles hell, alles freundlich, alles voll Zuversicht! Das braucht die junge Frau Baronin! — Im Grunde ist ja alles immer noch gut abgelaufen!“

„Sie haben recht, Herr Doktor Elze!“

Die Kälte in Frau van Jukuffs Augen bei seinem ersten Worten war gebrochen, als das letzte verhallte. Dieser junge, zufällig auf der Reise aufgegebene Hausarzt, der fleischgewordene Optimist und Bruder Fidelitas, der in häuslichem Glück strahlte, besaß nicht ihre Sympathie. Die war überhaupt schwierig zu erreichen, und in ihrem ganzen Bekanntenkreise war es einzig Morf, dem sie uneingeschränkt zuteil wurde. Nach ihm kam Graf Landshoff. Nur „sportelte“ ihr der zu viel. Geist und Gemüt kommen zu kurz bei Menschen, die immer Hände und Füße rühren müssen, um sich den Tag auszufüllen! Das war ihre Meinung.

Sie ging, um Befehle wegen der Beflaggung zu geben. Doktor Elze wanderte mit Jukuff auf dem Kiesweg hin und her.

„Es ist wahr, was Sie sagen, bester Doxtor! Es ist gut abgelaufen. Morf und Jutta könnten als stille Leute auf dem Trienter Campo santo liegen oder als Krüppel heute hier einziehen! Schlimm genug schaut die Sache ja noch aus. Aber wir wissen, daß in einiger Zeit alles so ziemlich in Ordnung sein wird! Selbst das Kind wird erhalten bleiben, worüber ich für meine Frau wie meinen Schwiegerson glücklich bin. Morf ist ein Kinderfreund. Er geht an keinem lebenden oder abkonterfeiten hübschen Blond- oder Schwarzkopf vorüber, ohne ihm einen Blick zu schenken oder gar in Gedanken zu betrachten.“

Das Ideal meiner Frau aber wäre es gewesen, mindestens

ein halbes Dutzend zu besitzen. Sie war lange unglücklich, als sich nach unserer Einzigen kein so niedliches Zippelzappelwesen mehr einstellte. Vielleicht wird ihr jetzt durch Jutta dieses Vergnügen zuteil!“

Die Fahne wurde hochgezogen. Der weißgrüne Rantenstoff mit den rot-weiß-blauen Bändern, den holländischen Farben, zur Seite belebte nach wenigen Minuten den hohen, weithin sichtbaren Mast.

Jukuff holte die goldene Kavalieruhr aus der Weste. „Es wird Zeit, daß wir fahren. Der Zug rollt gegen 10 Uhr ein!“

Bald darauf kam die Kutsche und nahm die beiden Herren auf.

Die Mutter wollte ihre Kinder zu Hause erwarten.

Sie schritt nochmals alle Zimmer durch.

Die Räume verteilten sich auf das Hochparterre und den ersten Stock. Unten die Zimmer zum Empfang, zum Musizieren, zum Speisen, der Salon, dessen Einrichtung ein Münchener Künstler entworfen hatte, in einem antiken, speziellen Genre, so daß sich die dorischen Säulen vor der Tür und Fenster damit innig verbanden. Oben Wohn-, Schlaf- und Fremdenzimmer; der große Schlafraum in Weiß und Gold, freundlich, lächelnd, zu elysischen Freuden stimmend; ein Toilettenzimmer Juttas mit Spiegelwänden; ein Kabinett der Zofe.

Mit geschmackvollem Sinn war das in Neuheit und Schönheit glänzende, von jeder Benutzung noch unberührte Heim zum Empfang mit Blumen geschmückt.

Landshoff hatte einen Korb mit Rosen senden lassen. Den stellte sie in den Salon, den die glühenden Blumen mit warmem Leben füllten; in Vasen und Schalen prunkten bunte Sommerkinder; mit grünen, einfachen Girlanden hatte man die Säulen des Portikus passend umschlungen.

Der Balkon, der vom Schlafraum sich ins Freie schob, war mit einem rotgestreiften Sonnendach beschattet; darunter befand sich ein eigenes konstruiertes, auf Gummirädern gebautes Ruhebett — für die junge Frau bestimmt, um mit Leichtigkeit jeden Platzwechsel vorzunehmen.

Ein Weidenkorb stand auf der Schwelle, mit Tulipanen aufgehäuft. Frau van Jukuff schaute ihn gedankentief an.

Als sie — lange, lange war es her — von ihrer Hochzeitsreise heimkehrte, hatten die Freundinnen, die holländischen Mädchen mit der Flügelhaube und dem flimmerigen Hoofdtooisel, in Harlem, wo es Tulpenfelder in Fülle gibt, wo Blumenliebe und Farbensinn im Volke so wunderbar entwickelt sind, das Schlafgemach mit lauter Tulpenblättern besät — nicht wirr und wild; der Anschein trog. Mit Raffinement und künstlerischer Farbenwirkung waren sie in Morgenrotsblässe bis zum Glutendunkel über das schneeweiße Doppelbett, über die Weißbärfelle gestreut — wie eine eine vergrößerte Mosaik in Rot. Das Auge suchte Muster, und es fand nichts als ein geschicktes Schieben von Farbe in Farbe.

Sie hatte in Erinnerung an den schönen Anblick an eine Wiederholung bei Juttas Ankunft gedacht. Als sie heute morgen an die Verwirklichung gehen wollte, versagte der Wille, und die Blumen blieben stehen und welkten.

Sie und Paul kehrten nach dreiwöchiger Hochzeitsreise nach Hause zurück, also noch in den Flitterwochen, und jedermann hatte um ihre romantische Liebesgeschichte gewußt.

Der Adel Jukuffs war keine Reinkultur ohne Tadel.

Jukuff war vor Jahrzehnten als Konzertsänger in den vornehmsten Sälen aufgetreten, und die junge, reiche Holländerin hatte ihn von da weggeholt, berauscht von seiner Stimme, von seinem Gesang, von seiner Persönlichkeit.

Bissige Zungen tuschelten bald von einer mächtigen Enttäuschung ihrerseits.

Blick, dein Wort, dein Verlangen verwunden mich zu Tode!“

In Morfs Schläfen floß die Röte. „Wenn es Sie angreift, sei der Zeitpunkt einer Aussprache noch für eine Weile hinausgerückt. Aber eine Frage beantworten Sie mir — und vollkommen ehrlich: Wußten Sie, daß Sie Mutter waren, als Sie mit mir zum Altar traten?“

Ihre Blässe änderte sich und gestaltete sich zum Brand. Erst riß sie die Augen auf, dann preßte sie sie zu, und die Pein der Scham machte sie so schön, daß Morf sich abwendete.

Sie stieß die Antwort hauchend, mit Geschwindigkeit heraus. „Nein, nein! Ich hätte es fürchten sollen — und ich fürchtete es vielleicht in einer Minute der Nachdenkens und schlug den Gedanken weg, weil er mir zu ungeheuer war — zu unglaublich, daß der geringste Teil einer entglittenen, schwachen Stunde ein solches unabsehbares Verhängnis bringen könnte! Aber ich wußte es nicht — nein, nein, beim Himmel, ich wußte es nicht! Ich beschwöre es mit allen Eiden und flehe um Glauben! Erst in Florenz — dort — dort“ . . .

Die Stimme brach ihr.

Ein tiefer Atemzug hob seine Brust, als fühle er sich vom Schwersten erleichtert.

„Ich will mein Versprechen halten und die „Wiskottens“ vorlesen!“ sprach er anscheinend ruhig und ging das Buch holen.

Kaum war die Tür hinter ihm zu, fuhr Juttas Kopf in die Höhe. Ihre Züge waren erfüllt von unheimlicher Be-seelung, von düsterem Vorsatz — einen unhemmbaren Willen verriet ihr Auge und flog spähend über ihre nächste Umgebung. Es maß die Spanne bis zur Balkonbrüstung.

Sie hob sich auf, sie rückte den Oberkörper und ließ sich seufzend wieder sinken. An das Päckchen Morphinum, das sie mit vielen Listen errang und mit Wollust besaß und mit Schauern und Entsetzen betrachtete, das verloren ging im Straßenstaub oder sonstwie — unerkant in seiner tödlichen Macht — von Händen zerstört wurde, dachte sie mit Begierde — wie schon oft. —

Das Körbchen Luisens mit der weggelegten Strickerei war ihr erreichbar. Sie faßte mit besinnungslosem Ungestüm danach, warf die zarten Tücher zu Boden und zog einen kleinen Gegenstand heraus.

Wilden Blickes, ohne Zaudern und Zögern manipulierte sie hastig an dem Innengelenk ihres linken Armes.

Morf kehrte zurück, als eben der erste Stoß roten Blutes in die Höhe spritzte. Er war lautlos eingetreten — sie zog den Arm zu spät unter die Decke.

Er stutzte eine Sekunde Inag — dann begriff er. Hier ging's ums Leben! Dieser hellrote Strahl stammte aus einer Pulsader.

Er stürzte hin und packte ihren Arm und mußte sich mit brutaler Gewalt ihrem Widerstand entgegenstemmen. Sie riß und zerrte ihm unter dem quetschenden Daumen den Arm fort, so daß das mit jedem Herzschlag aus der Wunde treibende Blut ihm und ihr ins Gesicht sprang.

„Ich will sterben — ich muß sterben — etwas anderes ist undenkbar! Ich kann nicht leben in solcher Schmach! Laß mich los! Gerade du sollst mich nicht halten, du nicht — du nicht!“

Ihrer Rufe nicht achtend, drückte er mit der einen Hand gegen ihre Brust, drückte sie rücksichtslos nieder, mit der anderen brachte er den verwundeten Arm in Ellbogenbeuge und hielt in mit eiserner Kraft aufwärts.

Jutta war bezwungen.

Die elektrische Glocke konnte ihm nicht dienen. Er schrie nach Hilfe, und Zofe und Diener kamen mit erschrockenen Gesichtern. „Johzca, telephoniere dem Doktor Elze — Nummer 590 — meine Frau hat sich verwundet. Er soll

eilen, er soll fliegen! Geh! Geh! Lauf! Wenn er nicht zu Hause ist, hole den nächsten, vom Weißen Hirsch herunter oder von Blasewitz, über der Brücke rechts wohnt ein solcher. Nur schnell, Johzca! Schnell, ich bitte dich, schnell — bringe einen Arzt!“

Der junge Ungar war schon zur Tür hinaus.

Luise holte auf Morfs Geheiß Wasser und Watte und Gaze.

Von seinen Reisejahren her, wo er manche Verwundungen mitangesehen und erlebt, wußte er zum Glück ein wenig von Wundbehandlung.

Er preßte den in kaltes Wasser getauchten Wattebausch auf die Wunde und legte darüber einen festschließenden Verband an. Dann hielt er den Arm wie zuvor. Es blieb nichts mehr zu handeln.

Luise schickte er um ein Glas Eislimonade. Sie brachte es flink genug, mit schneebleichen Wangen und entfernte sich auf seinen Wink.

Der Baron hielt Jutta den Kristallbecher an die Lippen.

„Trinke!“

Sie hatte still bis jetzt gelegen, so daß er eine unheilbringende Ohnmacht fürchtete.

„Hörst du mich nicht, Jutta?“

Mit einem herzerreißenden Blick öffnete sie die Augen und sah ihn an, zum erstenmal offen und ohne Scheu, mit dem tiefen Jammer einer gänzlich Hilflosen.

„Warum hast du mich gehindert, zu tun, was längst geschehen wäre ohne den unglücklichen Zwischenfall — und was ich wieder tun muß in einer Stunde der nächsten Zeit! Siehst du nicht ein, daß es keinen anderen Weg für mich gibt, keine andere Erlösung für mich wie für dich?“

Morf konnte sich des Mitleids nicht erwehren.

„Trinke, Jutta, zunächst trinke — und dann höre mich an!“

Während sie in stillem Gehorsam trank, mit schmerzlich beruhigtem Ausdruck, wie ihn die Schwäche erstehen läßt oder die Ahnung, daß unsere bittere Sorge hinübergleitet auf andere Schultern, rang er mit sich einen der schwersten Kämpfe, die ein Mann ringen kann.

Sie schob das Glas von ihrem Munde und heftete die Blicke auf seine Lippen, die blaß und schmal und zuckend waren.

Lansam kamen die Worte. „Du bist jung, und du bist schön, und sterben sollst du nicht! — Ich hab' d'ch geliebt, Jutta, geliebt mit voller Manneskraft, mit jeder Ader und jedem Gedanken und jedem Gefühl — und was mir durch dich geschehen ist, hat diese Liebe zertrümmert. Aber die Erinnerung daran ist noch frisch in mir und stark, und um der Erinnerung willen will ich dir den Schutz geben, den du jetzt nötig hast. —

Dieses — dieses Kind — es mag vor der Welt als mein Kind gelten — auch fernerhin! Und — und — wenn es dann da ist und du bist gesund und ruhig und besonnen geworden und im Vollbesitz der geistigen und körperlichen Kräfte, wollen wir weiter sprechen und einen Weg suchen, der uns recht und ehrenhaft für dich und mich deutet — es wird einer zu finden sein!“

Ein kleines, lastendes Schweigen, dann sagte er wieder mit einer Stimme, die warm und dringlich klang und in der doch kein Herzenston mitzitterte:

„Versprich mir, daß, wenn diese Stunde glücklich vorübergeht, du nicht wieder diesen schrecklichen Versuch, aus dem Leben zu gehen machen willst — daß du leben willst!“

„Von dir verachtet?“

„Nein, nur beklagt!“

Ihr wunderschöner Mund wurde wie der eines Kindes, das in Tränen ausbrechen will — der verborgene Krampf zerrte daran.

„Ich wäre so gern gestorben, ohne daß dir das Entsetzliche offenbar geworden!“

„Und nun ich es weiß, sollst du leben! Gib mir dein Versprechen! Gib mir deine Hand!“

„Der Tod lockt mich — das Dasein nimmer!“

Sie lächelte, als lächelte sie schon hinüber in ein Jenseits; ihre Augen erhielten einen weitsehenden Blick.

Bestürzt schaute er auf den Verband. Aber er war rein; nirgends ein durchsickern des kostbaren Lebensaftes.

„Deine Hand, Jutta!“

Sie rührte sich nicht.

„Hast du keinen Gott mehr, Jutta?“

„Du bist gut, und du bist groß!“ Mit sinkenden Lidern legte sie ihre Hand in seine und ließ in plötzlicher Erschlaffung das Haupt fallen.

Unten sauste Doktor Elze auf seinem Rade an.

Am Abend kehrten Jukuffs* heim — sehr animiert und frohgestimmt. Sie trafen alles an, wie sie es verlassen — und keine Ahnung wurde ihnen, daß inzwischen in diesem Hause der freiwillig gerufene, gewaltige Sichter seine Sense gewetzt hatte.

Dem Gesinde war von Morf Stillschweigen auferlegt worden.

Nur ihre Tochter erschien ihnen matt und schläfrig, und sie zogen sich rasch zurück.

Bei Tische erzählte ihnen der Schwiegersohn von der ungefährlichen Verwundung Juttas, die sie sich aus Ungeschicklichkeit infolge ihrer flachen Lage zugefügt — erzählte ganz harmlos, so harmlos, daß sich beide die Wiener Backendl, die als Hauptgericht mit grünen Salaten aufgetragen wurden, aufs beste schmecken ließen.

Und in der Dienstbotenstube kicherte man später über den jungen Baron, der wegen einer mit einem elenden Stickscherchen verursachten Verletzung ein solches Gebaren haben konnte. Wie oft schnitten sie sich, und das Blut floß stromweise! Kein Mensch schrie da in solcher Fassungslosigkeit nach dem Doktor.

Auch Luise war zugegen und führte das Wort.

„Der Frosch,“ lachte sie und sprach mit komischen Gebärden — natürlich war von ihr bereits alles vom Hochzeitstage an bis zur Heimkunft hier in ihrer eigenen Beleuchtung bekanntgegeben worden — „der Frosch kann kein Blut sehen! Das war's — sonst wär' er nicht so aus dem Häuschen geraten! Weil's nich vornehm ist, eben jar nicht vornehm!“

Dienstboten, die hinter dem Rücken der Herrschaft Respekt bewahren, sind eine Rarität. Eine solche Rarität war die sommersprossige, gelbblonde Luise nicht — und auch keins der anderen. Nur Johzca, der nur mit Mühe die schnelle, spitzige Berliner Sprechart der Zofe verstand, erhob sich bald und ging mit verächtlichem Schweigen hinaus.

Luise steckte ihm die Zunge heraus und machte ihm unter lautem Hallo eine Nase.

* * *

Septemberluft. Von den Staubmiasmen des Sommers frei, frei von den schwülen Schwaden und dicken Dünsten, war sie nun rein und licht und durchsichtig und erschloß dem Blick die weiten, bläulichen Fernen.

Wenn man mit der Zahnradbahn die Loschwitzter Hügellehne in einem der rasch hin und her schießenden, elektrischen Wagen hinauf oder herab fuhr, sah man stromaufwärts die Umrisse der Berge der Sächsischen Schweiz; die Mauern der Feste Königstein schimmerten herüber.

Im Garten der Villa Morf streckten die Chrysanthemen ihre bunten, vielstrahligen Gesichter vollerblüht ins milde Sonnenlicht; vereinzelt geigten die Zikaden in den Bäumen.

Ein Professor der Chirurgie und Doktor Elze waren anwesend.

Weltverein

Jedem nützlich!

Keine Aufnahmegebühr!

Prospekte von der

Centrale des Weltvereins, München, Auenstr. 64, I.

Nach zweimonatiger Lagerung befreite die Gipsschere Jutta von dem steifen Verbands.

Auf ihren Wunsch durfte Wolfram nicht zugegen sein, nur Luise assistierte.

Er trat erst ein, nachdem der Arzt die Bruchstellen untersucht, die äußeren Narben abgegriffen hatte.

Mit Elze vereint, stellte er dann die junge Frau zum erstenmal auf die Beine, die ihr hölzern erschienen, nicht zu ihr gehörend, ungehorsam ihrem Wunsch und Willen.

Wolfram stand daneben, die verschlossenen, ernsten Züge aufgelöst in sorgende Begierde, die Augen voll Mitleiden, die Haltung bekümmerte, hoffende, atemlose Spannung.

Die beiden Herren hielten sie unter den Schultern und leiteten sie zu den ersten Schritten wie ein Kind.

Aengstlich wurden sie von ihr gemacht, zaghaft und unbeholfen. Sie wankte. In diesem Wanken, in der leise aufsteigenden Verlegenheit über ihre Unbeholfenheit sah sie zu Wolfram hin und sah seine peinvolle Erwartung — und sah, wie sein Blick über ihre Gestalt hineilte — über ihre nun veränderte Gestalt, die in einem weiten, mit seidenen Borten geschmückten Hauskleide steckte, das trotz seiner Weite diese Veränderung sichtlich erkennen ließ — diese sprechende, zu mancherlei Gedanken auffordernde, zu mancherlei Empfindungen aufreizende Veränderung. Sie sah die mit der Rasche des Blitzes vorgehende Umwandlung in seinem Gesicht, das Schwinden der Sorge, das Erlöschen der Weichheit, den Riß, der durch sein Wesen bebte und den Zügen den gewohnten Ernst aufstempelte, nein, den Ernst meißeelte zur Härte, in die Augen das eisige Licht goß und eine eigentümliche Falte hervorrief, die zwischen den Brauen blieb und so viel Unerbittlichkeit und Abwehr und kalten Zorn ausdrückte.

Sie knickte trotz der stützenden Arme ein — nicht vor Schwäche, wie die Aerzte meinten, die sie in halber Ohnmacht aufs Lager brachten, sondern vor Scham, vor großer, die Sinne umnebelnder Scham.

„Nun, fürs erste genug!“ sprach die Kapazität und zog mit gewandter Geste die Seidendecke über die mit geschlossenen Augen daliegende.

„Ein Glas guten, starken Weins für die Gnädigste, dann wird sie gleich wieder munter sein! Das Gehen muß neu gelernt werden! Langsam, aber mit Konsequenz! Täglich ein bißchen mehr — natürlich mit Stützen! Mein Herr Kollege, Doktor Elze, wird das ja alles anleiten! Ich stehe im Notfalle zur Verfügung!“

Dann ging er — mit der Eile eines Mannes, dessen Können jede Minute zur Kostbarkeit prägt — mit den Schritten eines Mächtigen, gewohnt, daß in den Seziärsälen und Spitalern die Studenten und Wärter und Wärterinnen und alle andern, die sonst ein Zwang in diese Chloroformatmosphäre führte, ehrfurchtsvoll Spalier bildeten.

Im Vorübergehen warf er Morf aus tiefen Augen einen fast durchbohrenden Blick zu.

Wer den menschlichen Leib ergründet bis in die innersten Winkel, so vertraut mit seinen Leistungen und Zuckungen ist, wer den Menschen sieht, entblößt des Prunkes und der Eitelkeit, in der bedauernserregenden Aermlichkeit körperlichen Leidens, in seiner Not und Angst ums Leben, sollte der nicht von den Hunderten, die unter seine Hände gelangen, auch ein Stückchen Seele schauen und so ein Seelenkenner werden, wie er ein Leibeskenner war?

Dieser wortkarge Ehemann mit dem herben Zug um den Mund, dem abweisenden Auge und der blassen Stirn mit dem Mal der stillen Kämpfe darauf — er trug ein Geheimnis und kein erfreuliches! Und die arme Frau dort mit allen Zeichen der Schönheit — sie hatte noch mehr zu lernen als das Gehen mit den verunglückten Beinen: das Glücklicherweise mit dem, der ihr Weggenosse war! —

Nachher, als auch Doktor Elze fort war, blieb Morf im Zimmer mit Jutta allein.

Es kam öfters vor seit ihrem Selbstmordversuch, aber sie sprachen nicht oder nicht viel zusammen. Jutta lag stets wie im Bann unter seinen Augen, die von ihr nicht abließen — und sie fühlte es, wie er ihr das Leben auf suggerierte, in dem sie noch immer nicht mit vollem Willen den Platz einnahm — und es gleichgültig und ohne Interesse mit seinen Stunden und Reizen vorüberziehen ließ.

„Ich mahne dich! Du hast mir dein Versprechen gegeben!“ Die Worte sagte er jedesmal, ehe er aus der Tür ging.

Er sagte sie mit feierlichem Ernst, der ihr Schauer bereitete.

Heute bohrte er die von den Gläsern des Zwickers vergrößerten, braunen Augen mit Drohen in die ihren, die ihm die Verzweiflung entschleiern mochten, die in ihr mit neuem Wüten ausgebrochen, den Ascheu vor dem, was hinter ihr lag, Grausen und Furcht vor dem, was vor ihr stand! Daneben die Begierde nach einem wohligen Nichtsmehrwissen, Befreiung von aller Heuchelei und dem stillen Elend. —

Sie drohten, daß ihr Atem kurz wurde und ihr Herzschlag hackend.

„Ich verachte dich, wenn du es tust! Du kannst leben! Du mußt leben!“

Sie starrte auf seinen bartlosen Mund. Und sie sah den Mund mit der leichtgewölbten Schwellung und den großen, blanken Zähnen dahinter, wie an ihrem Hochzeitstag — als etwas Grausames.

Der Mann erschien ihr mit einem Male als Peiniger. Sein „Du mußt leben“ klang ihr nach wie ein „Du mußt büßen!“

Ungewollt rührte sich in ihr ein Gefühl des Aufbäumens, das erste Regen des seit Monaten versunkenen Stolzes und Trotzes.

Ihr Blick, der scheu und schamvoll, gedemütigt und entkräftet dem seinen ausgewichen war nach Möglichkeit, er wurde fest und heftete sich auf ihn.

„Ich werde leben!“ sagte sie mit klarer Betonung.

Sie hatte sich gewunden unter den denkbarsten Peinen; ihre Tragkraft der Schmerzen war nun erschöpft. Sie hatte den Punkt erreicht, wo ein weiteres Leiden unmöglich ist und entweder ein gänzlicher Zusammenbruch oder ein neues Aufleben erfolgt.

Unter dem Drohen seiner Augen und seiner Stimme sprang eine Welle der Energie in ihrem Herzen auf und überströmte es.

Ein rehfarbener Gaul, kein rundlicher Blender, sondern sehnig, nervös, das heiße Blut im Auge, ein Renner, trabte vor der Villa Morf an. Graf Landshoff kam jeden Nachmittag für zwei oder drei Stunden zu zwanglosem Besuch.

Seine lange, hagere Gestalt hinter dem anmeldenden Diener überragte diesen.

„Ich bitte sehr um Entschuldigung, auch heute wieder!“ rief er über den Lockenkopf des Ungarn weg in den Salon.

Das helle Lachen der Frau van Jukuff tönte ihm entgegen.

„Aber gerne! Wir sind amüsiert und gespannt, Herr Graf, in welcher Pracht und Herrlichkeit wir Sie bewundern dürfen! — Na, das geht ja! Sogar sehr passabel!

Wirklich!“ sagte sie, als er im allerdings recht eleganten Reithabit eintrat.

Ganz selten erschien er im steifen Besuchsanzug, der ihm ein Greul war — entweder als Radler mit kurzen Hosen und dem Malerschlips auf dem weichen, seidenen Hemd, als Jäger mit Gewehr und Joppe, da er in Heide und Weinbergen nach Vogelwild jagte, oder als Amateur im bequemen Rock und mit Wadenstrümpfen, mit Kamera und Stativ, als Autler im Lederwams, mit den häßlichen Scheuklappen.

„Wer so weitab haust vom städtischen Herzen, darf sich nicht beschweren, wenn man ihn etwas zwanglos überfällt!“ pflegte er öfters zu sagen.

Er überreichte Jutta ein längliches Kuvert.

Die junge Baronin lag in einem tiefgespannten Amerikaner. So selten es sein konnte, nur dem dringlichsten Arztgebot gehorchend, erhob sie sich davon; wenig in der Gegenwart anderer, am wenigsten in der Anwesenheit Morfs. Diese beschränkte sich eigentlich auf die Nachmittagsstunden, wenn ein paar Gäste da waren, die allerdings außer dem Grafen und den wieder nach Dresden übergesiedelten Eltern nur in einer alten Tante, der Freiin von Schrenken, geb. von Morf, und zuweilen Frau Lotte Elze bestanden. Jutta mochte sonst niemand sehen.

Sie konnte ja gehen — aber natürlich schlecht — mit zwei Stöcken zunächst. Und sie ging begreiflicherweise schwer und darum ungern, weil sie fühlte, daß sie niemand ohne Mitleid anblicken konnte, bis auf Wolfram, der die eigentümliche — sie sagte bei sich: grausame — Falte zwischen den Brauen hatte und sie mit frostiger Teilnahme betrachtete.

Doch sie machte auf ihrem Liegestuhl einen ganz anderen Eindruck als noch vor vier Wochen — einen belebteren, als hätte sie eine Lähmung überwunden.

Mit einem Lächeln nahm sie das Kuvert aus Landshoffs Hand.

„Wäre es ein Vergehen, Herr Graf, wenn Sie einmal mit ungefüllten Händen kämen?“

„Kindern, Leidenden und Einsamen muß der Mensch Liebes tun! Leidend und einsam waren Sie genug, gnädigste Frau, und als Freund Ihres elterlichen Hauses habe ich das Recht, das doppelte Recht“ —

„Sie haben es! Ich danke Ihnen, lieber Graf!“

Auf die weißen Finger, die sich ihm hinstreckten, drückte er mit Wärme die Lippen, nicht mit konventioneller Flüchtigkeit.

Jutta nestelte den Inhalt aus dem Umschlag.

Sonst waren es Blumen, seltene Früchte, war es ein interessantes Buch, ein Kunstblatt, heute eine Photographie der Villa Morf. Das hübsche, griechisch anmutende Tuskulum stand auf dem Pergamentpapier mit anheimelnden Reiz.

Ueber Juttas Züge schwebte eine Trübnis. Das Haus ihres Glückes war es nicht!

„Ich habe es vor drei Tagen aufgenommen, Gnädigste, ohne daß Sie's merkten! Finden Sie es gelungen?“

„Es ist wunderschön!“ sprach die Baronin mit zurückgekehrtem Klang in der Stimme. „Sie treiben Ihre verschiedenen Sporte mit Gründlichkeit, Herr Graf, mit Hingabe! Jede Oberflächlichkeit ist vermieden, scheint Ihrer Natur überhaupt fernzustehen!“

Landshoff war entzückt über dieses Wort. Die Entzückung leuchtete durch sein mageres, sonn- und luftbraunes Gesicht wie Licht durch ein Transparent.

„Meine Anschauung ist: auch jeder Sport hat eine Seele, eine Seele voll Schönheit! Man muß sie nur mit Ernst suchen! Im Tändeln erschließt sie hier sich wenig wie in der Kunst, wenn sie spielerisch betrieben wird!“

Morf sah ihn verwundert an. In diesen Sätzen lag Tiefe und Poesie! Wuchsen dem Nüchterling Flügeln unter den

schönen Frauenaugen, in denen langsam der einstige Glanz aufglühte, das eigene, goldene Feuer, die mit der Vertraulichkeit langjähriger Bekanntschaft und der sanften Glut des Dankes auf ihm ruhten?

Er stand auf und suchte sich einen Platz, wo er die beiden nicht mehr so gut sah. Was ging ihm das alles an! Nichts, gar nichts! Es ließ ihn kalt — es interessierte ihn nicht im mindesten.

Frau van Jukuff nahm mit Schmunzeln die Photographie aus Juttas Hand. „Herr Graf, Sie haben sich einem neuen Sport zugewendet?“ fragte sie maliziös.

Landshoff hob den erstaunten Blick zu ihr.

„Sie geistreicheln — Sie philosophieren mal für eine Weile! Auch ohne Oberflächlichkeit? Sie werden alsbald Kant und Schopenhauer übertreffen, und wir dürfen in den nächsten Wochen unseren Kopf elektrisieren lassen, damit er kräftig genug wird zur Aufnahme der von Ihnen verkündeten Weisheiten!“

Der Graf nahm den Spott nicht übel und lachte.

Herr van Jukuff war nebenan ins Musikzimmer gegangen. Man hörte ihn räuspern, und keines setzte noch ein Gespräch an; man wußte, daß er sich hören lassen wollte, daß er also heute besonders gut disponiert war.

Er sang das „Frühlingslied“ von Ch Gounod, mit dem er einstmals viele Triumphe errungen. Seine Frau lauschte mit besonderer Aufmerksamkeit, mit einer leisen, verträumten Wehmut.

„Liebchen, komm' mit in das duft'ge Grün,
Wo die heimlichen Veilchen blühn“ —

Jeder klatschte, und nicht aus Heuchelei. Der Rest dieser Stimme besaß noch einen schönen Teil des Zaubers, den ein guter, sympathischer Tenor in Ohr und Herzen gießt.

Dann trank man den Tee, und Landshoff war, außer Jutta, der einzige, der nicht am Tisch saß. Mit der Tasse in der Hand nahm er immer wieder Platz auf einem kleinen Stuhl, der neben Juttas Amerikaner stand, und erzählte ihr zwischen Trinken und Essen die neuesten Schnurren aus den Sportkreisen.

Er wollte sie amüsieren, aufheitern, lachen machen. Uebers Lächeln war sie ja noch nicht hinausgekommen.

„Eigentlich, eigentlich, gnädige Frau, sollte man Sie boykottieren und allein lassen, weil Sie hartnäckig nicht an den Tisch gehen und dieses — dieses Armsünderlager einem ordentlichen Stuhlsitz vorziehen. — Es ist nicht zuträglich für Sie, das viele Liegen! Darüber muß ich doch einmal meine Meinung sagen! Ihre Muskeln erlahmen, ihre Nerven werden verweichlicht!“

Sämtliche Anwesende stimmten ihm bei, aber in einer Art die verriet, daß man sich schon oft ziemlich resultatlos bemüht hatte und an keinen Erfolg seiner Worte glaubte.

„Nun sind Sie kaum, wie ich gehört habe, ein paarmal im Garten umhergegangen! Sie verfallen ja dem Einsiedlertrübsinn und kriegen Schrullen. Sie sollten aus dieser Enge heraus und wieder ins Leben hinaus. Das erfrischt Sie, das macht Sie froh!“

Abwehrend streckte Jutta beide Hände aus.

„O ja, meine Gnädige! Man unterwirft sich zu sehr. Aber das kann niemand hier, und auch Ihr wenig glücklicher Doktor bringt's nicht fertig. Schönen Frauen läßt man zum Heil wie zum Schaden immer den Willen!“

„Herr Graf, hoffen Sie etwa, ihn hier brechen zu können?“ warf Morf mit einer Prise Hohn ein.

„Gewiß!“ antwortete Landshoff unberührt. „Ich — ich — nun ich bin feuersicher und nicht schwach dem schönen Geschlecht gegenüber! Und ich kam heute mit dem festen Vorsatz heraus, die Frau Baronin zu einer Spazierfahrt zu

Wer heiratet

19jhr. Bürgerstocht., einz. Kind, 400,000, 21jhr. Frln. 150,000 Vm.? Viele hundert and. verm. Damen! Herren, wenn a. ohn. Verm., bei den. rasche Heir. mögl., w. s. meld. L. Schlesinger, Berin, 18.

drängen. Die ist doch nicht anstrengend und das Wetter lenzlich warm. Einmal müssen Sie den Anfang machen! Ich lass' nicht ab, bis ich's durchsetze — Sie schlafen uns ja ein!“

Jutta schüttelte stumm den Kopf.

„Doch! Eine kleine Fahrt, verehrte Frau — seien Sie lieb und nett — nur bis zur Brücke! Sie müssen die imposante Gewalt des Hochwassers sehen — Sie müssen sie sehen! Das wird Ihnen gut tun! Diese daherschießende Flut, die alles mitreißt, was ihr in die Bahn gerät, das wirkt merkwürdig erfrischend. Toilette null! Ein Mantel über dieses weiße Märchen, einen Hut auf Ihre tadellose Frisur, fertig! Nur eine halbe Stunde hinaus aus der einschläfernden Enge!“

Johzca tritt zu einer Meldung ein, die er nach einigem Zögern bei Frau van Jukuff abgibt, mit verhaltener Stimme.

Sie nickt strahlenden Blicks und erhebt sich.

„Eine Kiste von Mey und Edlich ist angekommen! Man entschuldige mich! — Die Ausstattung für das Kind!“ flüstert sie zu Jutta hin. Nur Morf kann es noch vernehmen.

Ein purpurner Schatten legt sich über Juttas Wangen.

Sie antwortet nichts. Sie richtet sich mit seltener Schnelle in die Höhe.

„Herr Graf, ich glaube, Sie meinen es gut, und Sie haben recht! In zehn Minuten fahren wir!“

Landshoffs Mienen verklären sich, verfinstern sich aber wieder, als er ihr nachsieht, wie ihre hohe Gestalt gebückt und langsam mit den beiden Stöcken neben der Mutter hinausschleicht.

Gedankenvoll schaut auch Morf hinterher, und dann treffen sich die Blicke der beiden Männer, der grollverhaltene Blick des Grafen prallt auf den abweisenden, kühlen des Barons, und der neigt sich zur Seite, um dem anderen sein Gesicht voll Hohn und Bitterkeit zu entziehen.

Sie fahren die Bergstraße hinunter, das Ehepaar Morf und Herr van Jukuff, dessen Gattin zurückblieb, um die angekommenen Sachen auszupacken, um mit Lust in den wunderniedlichen Hemdchen und Jäckchen und Häubchen, den schleierfeinen Windeln, den spitzenreichen Kissen — ein Anblick zum Jubeln für eine junge Mutter — zu kramen — mit Lust und mit gemischten Gedanken über ihre Tochter.

Der Graf reitet neben dem Wagen.

Auf der eleganten, weitausgespannten Loschwitzer Bücke halten sie an und nehmen das großartige Bild auf.

Das herbstliche Hochwasser, wie Milchkafee so fahl und dicklich, füllt das Elbbett über den Rand. Die Spazierwege auf beiden Ufern sind überschwemmt; das Wasser läuft in die niederen Gärten. Man geht auf Brettersteigen; Notstegen von beträchtlicher Länge und bedeutender Höhe sind in den Strom gebaut zum Landen der Dampfer.

Die Leute stehen in Haufen, starren und schwatzen, besprechen mit Kümmernis die angeschlagenen Telegramme. Die Kinder am Gestade fischen mit der Kühnheit des Unverstandes, die eine Gefahr nicht kennt, mit der Gier der Armut, die das Leben wagt für eine Lappalie, nach treibenden Baumzweigen und Holzstücken.

„Nun, Frau Baronin, ist es nicht großartig? Bereuen Sie, daß Sie brav und lenksam gewesen sind?“

Sie verneinte schweigend. In ihrem Aufblick waren Freude und Dank.

Die frische Luft, die weite Schau, das schäumende Wasserbild versetzten sie in einen Rausch. Sie fühlte die Empfin-

dung des Geborgenseins in der Nähe dieses Mannes aufkeimen. Unbewußt spürte sie seine Liebe, ohne doch eine Ahnung davon zu haben, daß sie überhaupt vorhanden war, denn Landshoff hatte ihr nie den Hof gemacht und sie in ihm nie mehr gesehen als den Freund des Hauses. Er war kein Damendiener und Frauenschmeichler.

„Das Leben, das nun von ihm ausging, und das er auf sie hinüber zu leiten suchte, trug den Hauch einer Zeit, in der sie eine andere gewesen, eine Glückliche, nicht die Leidträgerin von jetzt. Das zog sie an.

Sie, die sich nie etwas aus dem unruhigen und eigentlich uninteressanten Sportsmann gemacht, mußte ihn mehr und mehr ihre Neigung zuwenden. Er hob sie mit seinem kräftigen Wesen. Unter seinem Einfluß minderte sich der felsenschwere Druck, der seit langen Monaten auf ihrer Brust lag, Tag und Nacht und ganz besonders während der Anwesenheit ihres Gatten.

Den Mann da neben ihr, Wolfram von Morf, den haßte sie in diesen Minuten, in denen sie wieder in einen weiteren Kreis des Daseins eintrat, in denen sie die frische, reine Luft aufzog, die vom Strom her aufstieg. Sie haßte ihn, weil sie einen Peiniger in ihm sah und doch wieder einen Dulder, einen edelsinnigen, weil er ihre Schande nicht hinaus schrie, sondern sie großmütig zudeckte.

Oh, vielleicht eben darum haßte sie ihn! Hätte er sie sterben lassen — hätte er sie ermordet! —

* * *

Ein vorzeitiger, heftiger Schneesturm in 'den Straßen Dresdens. Ganz tückisch und plötzlich hatte er eingesetzt, mit Macht und Ungestüm, als wäre der graue, dicke Behang, der den ganzen Morgen die Stadt verfinstert hatte, herabgestürzt, um Häuser, Gefährte, Menschen und Tiere zu begraben.

Von allen Seiten, von oben und unten jagten ungebärdigt die lockeren Flocken her. Es schneite in Nasen und Ohren, in Augen und Mund.

Wer konnte, floh unters Dach; wer draußen bleiben mußte, der fluchte und schimpfte. Nur die Kinder jauchzten und lachten und plagten sich, aus dem weichen Novemberschnee die ersten Ballen zum lustigen Krieg zu drehen. Der Jugend! ient alles zur Freude, was die Großen mit Mißmut erfüllt.

Doktor Elze trat aus einem Hause der Altstadt und griff erschrocken an seinen nagelneuen, tiefglänzenden Zylinder. So einträglich war seine Praxis noch nicht, daß ihm der Gedanke an seine ruinierte Kopfbedeckung egal gewesen wäre. Auch den Ueberrock nannte er seit vier Wochen sein.

Lotte hatte nur ein kleines Vermögen besessen und er das seine verstudiert und sich mit dem Rest etabliert. Was ein junger Arzt in den ersten Praxisjahren verdient, das reicht gerade zum Notwendigsten.

Er winkte einer vorbeirasselnden Droschke und ließ sich heimfahren.

Sie wohnten in der Nähe des Bürgerhospitals und hatten eine hübsche Aussicht ins Freie.

Die Treppe nahm er wie alle jungen Ehemänner mit drei Sätzen und drückte mit Ungeduld auf den elektrischen Knopf.

Er fiel seiner Frau, die ihm selbst öffnete, mit jugenhafter Zärtlichkeit, noch ehe die Tür zu war, um den Hals und küßte sie ab.

„Aber, Fritzchen, die Nachbarn!“

„Sind mir Wurst! Sollen nicht neugierig gucken, dann seh'n sie nichts! Hab' dich drei Stunden nicht gehabt!“ stieß er zwischen den Liebkosungen heraus.

Hochrot im Gesicht, nicht zum wenigsten von seinem borstigen Schnurrbart, zog sie ihn über die Schwelle und schloß den Eingang.

Er legte ab.

„Ein Hundewetter, Lotte, ein ganz verdeibeltes Hundewetter! Um den noblen Anzug zu schonen, den ich wegen der höhergeborenen Freifrau von Schrenken, um sie nicht zu kränken, angelegt habe, mußst' ich mit 'nem Karrenkasten hinfahren! Das Markl, inklusive Obulus — weest Gottchen, man kann sich von 'nem solchen Rosseritter doch nicht anschauen lassen — das Markl heißt's wieder an den feinen Zigarillos hereinbringen!“

Sie betraten die Wohnung, so frisch und schmuck wie die Menschen, die es bewohnten. Die junge Hausfrau, eine echte Hausfrau in der weißen Kleidschürze mit den aufgestülpten Ärmeln, die wie Koketterie anmuteten, so weiß waren die freigelegten Arme, so weich und rund, lächelte und drehte ihm mit schelmischem Schmollen die nußbraunen Augen zu.

„Du übertreibst, Fritzchen, so ärmlich sind wir denn doch nicht daran! Und über das üble Wetter sei froh: es sprießt die Saat für deine Kunst!“

„Eine gesch ite Frau — eine echte Doktorsfrau! Denkt bei schlechtem Quatschwetter nicht an lumpige Toiletten, sondern an die höheren Interessen ihres Gatten. Dafür laß dir einen Kuß verehren, Maus! — Und nun sag', was gibt's zu schmausen?“

Der wichtige Ton der Frage ließ vermuten, daß der junge Herr einen gleich guten Appetit zum Essen wie in der Liebe hatte.

„Tomatensuppe!“

Er schnippte mit den Fingern. „Und dann?“

„Hammelbraten a la Reh!“

Er schnalzte mit der Zunge. „Mit — mit?“

„Mit Bratkartoffeln und Kompott!“

„Hurra, du bist ein goldiges Weibelchen! — Dauert's noch lange?“

„Eine Viertelstunde!“

Nach dieser Viertelstunde schritt das Paar eingehakt und mit Grandezza ins Speisezimmer. Lotte ohne Schürze, mit bedeckten Armen, mit einer zierlichen Spitzenkrawatte am schlichten Kleid.

Kaum waren sie über die Schwelle, stürzte er mit wütendem Prusten ans Fenster.

„Diese Bande! Diese Halunken! Diese frechen Vagabunden!“

Ein Futterhäuschen stand auf dem Sims draußen, und eine Schar Spatzen belagerte es und pickte hörbar in einer Weise, daß man sich sagen mußte, der Vorrat, und sei er noch so groß, ist in Kürze aufgezehrt.

„Ich hab' ihnen vorhin Abfälle rausgetan. Gönn' sie ihnen, Fritz!“

„Weiter mit euch! Daß euch der Satan hole! Ihr Freiwänste! Ihr Scheusale! Ihr Raubgesindel!“

Die Spatzenschar hatte sich geflüchtet und gegenüber auf eine Tanne des Vorgartens gesetzt und betrachtete mit gemütsruhigen Aeuglein die erregten Gebärden des jungen Doktors.

Das steigerte Elzes Zorn und tat es jedesmal, denn eine ähnliche Szene gab es jeden Tag. Dann riß er nicht selten das Fenster auf, und wenn die Sippe vor seinen geballten Fäusten nicht floh, wich sie doch endlich einem Wurfgeschloß. Für fünf Minuten. Nach dieser Zeit stahl sich ein Vöglein nach dem andern heran und wartete geduldig — oh, ein Spatz hat musterhafte Geduld — und in einem günstigen Moment putzten sie die Platte leer.

„Aber, Fritzchen, laß die armen Vögel und komm' zu Tisch! Sie sind eben auch hungrig. Sei nicht so herzlos!“

„Was — bist du bei Verstand, Lotte?! Ich habe das Häuschen für die Singvögel gekauft! Spatzen füttern wir nicht — die mögen sich ihr Diner von der Straße holen! Gerade gut genug für diese Strolche! — Ich kann sie nicht leiden — schau sie an, wie sie häßlich sind, wie strupp-

Dünger

Kalisalze, Chilisalpeter und Phosphatdünger
mit garantiertem Gehalt, sicherer
Wirkung.

FERNANDO HACKRADT

Repräsentant des KALISYNDIKAT, STASSFURT,
Allemanha.

N. 99, RUA DA ALFANDEGA, N. 99

Rio de Janeiro.

Telegramm-Adresse: HACKRATOS

Caixa de Correio 566.

pig, wie ordinär und schmutzig! Sie haben die reinsten Verbrecherphysiognomien!"

„Nun ja, hübsch sind sie nicht, lieber Mann, und ich ärgere mich ebenfalls oft genug, weil sie immer in Horden kommen und die größte Portion im Nu verschlingen. Doch sie sind nun auch mal Geschöpfe Gottes, denen wir unsere Liebe nicht ganz entziehen sollen!“

Der junge Mann lachte gereizt.

„So! Jetzt gefällt du mir nicht, Lotte! Das ist Gefühlsduselei, die mußt du dir abgewöhnen, die ist schädlich, die macht charakterlos und schwach grad' wie 'ne Latte!“

Lotte lachte hell. „Du bist ein Hitzling, Fritz! Die Spatzen stiften doch Nutzen — sie verzehren schädliche Insekten.“

„Hör' mir doch auf mit deinem Utilitätsfanatismus, Lottechen!“

Beide Hände drückte die junge Frau an die Ohren. „Jetzt kommt die Suppe! Ich bitte um Beendigung dieses wissenschaftlich werdenden Gesprächs und um Frieden, sonst bekommt uns das Essen schlecht — nicht wahr, Herr Doktor?“

Sie löffelten die schöne, rote Suppe mit Behagen und unter Kichern aus. Der Friede war ja nicht ernstlich getrübt gewesen.

Dann trug das Mädchen den Braten auf. Er glänzte, prachtvoll gebräunt, mit knusprigen Speckschnitten auf der Platte, umkränzt von goldgelben Kartoffelkugeln — ein Anblick, bei dem einem das Wasser im Munde zusammenlaufen mußte.

Fritz sog die bratenduftende Luft mit verzückten Augen ein und nahm das Messer und Gabel zur Hand. „So! Nun silentium, holde Gemahlin! Worte sollen diesen himmlischen Genuß nicht stören. Gott sei Dank, daß ich jetzt kein berühmter Mann bin, der kaum essen und schlafen kann, wenigstens nicht mit Gemütsruhe! Ich kann's mir schmecken lassen! Uebrigens, ich bin augenblicklich nicht zu Hause, selbst für den König von Birma nicht!“

Er schöpfte sich von der rahmigen, fettglänzenden Sauce über die Kartoffeln und spießte, von den lächelnden Blicken Lottes begleitet, den ersten Bissen an. Da schrillte die Telephonklingel wie eine boshafte Stimme durch die Woh-

nung.

„Herrgott! — Und wenn's der Teufel wär', ich geh' nicht!“ Lotte war aufgesprungen und eilte ins Sprechzimmer, wo sich der Apparat befand.

„Nun?“ fragte er, als sie zurückkehrte, und kaute noch an dem ersten Bissen. „Wer?“

„Weder der König von Birma noch der Teufel! Bloß von der Morfs-Villa hat man hertelephoniert, du möchtest so bald wie möglich hinauskommen!“

Er warf Messer und Gabel hin und hüpfte in die Höhe. Lotte drückte ihn fest auf den Stuhl zurück. „Bleib' und is! Ich hab' gesagt, du seiest noch nicht zu Hause, würdest jedoch bald eintreffen und dich dann sofort einstellen.“

„Was fällt dir ein, Maus! Dem Baron bin ich zu Dank verpflichtet — zu großem Dank! Er hat mir sein Vertrauen ohne jede Bürgschaft geschenkt! Ihm verdanken wir's, daß wir festen Grund unter den Füßen haben, ihm und seinen Empfehlungen!“

„Is und sei gescheit! Du könntest wirklich noch nicht da sein. Ein hungriger Mensch taugt nichts, und ein hungriger Doktor nicht viel. Er ist verstimmt, und das merkt der Patient und legt es, so oder anders, schlimm aus. — Was wird's auch wieder sein? Die Gnädigste hat Augenflimmern oder Ziehen im Zehennerv!“

Er hatte schnell einiges geschluckt, ohne Genuß, aber gehorsam und erhob sich dann mit sehr ernstem Gesicht.

„Lotte, nun hört der Spaß auf — und der Uebermut! Die Baronin hat Arges zu leiden gehabt, ja — und leidet noch, leidet schwer!“

Fritz räusperte sich, seine offenen Augen wurden dunkel. „Ich bedaure sie aufrichtig, Lotte! Sie ist nicht so glücklich wie du, weil sie nicht so gesund ist! Laß mich fertig machen!“

„Eine schöne Frau hat selbst bei einem Gourmand mehr Anziehungskraft als ein guter Braten!“ sagte Lotte pikiert.

„Sie war allezeit viel zu elend, um schön zu sein, Maus! Erst in den letzten Wochen wird sie besser, und man erkennt die Beauté von Florenz wieder in ihr! Du hast sie ja gesehen bei deinen Besuchen!“

„Die ich gar nicht gern ausgeführt habe! Mir ist die Baronin unheimlich. Ich komme mir vor, wie ein winziges, zappliges Vöglein neben einer großen, steinernen Sphinx, von der ich nicht weiß: sehen mich die unergründlichen Augen, oder sehen sie mich nicht!“

Er schlüpfte in den Ueberrock.

„Sie sehen dich — recht gut! Und sie sehen dich just als das, was du dich fühlst: als Vogel! Die Baronin sagte neulich zu mir: „Grüßen Sie Ihr munteres Schwälblein daheim!“ Sie meint, du habest etwas von einem solchen an dir; du blicktest so treuherzig, du zwitschertest so heiter, du wippest ebenso flink hin und her!“

„Ach geh — du schwätzest!“ sagte sie geschmeichelt.

In sein amüsiertes Lachen klang die Telephonglocke ein zweites Mal.

„Nanu, wer jetzt?“ Diesmal sprang er an den Apparat.

„Frau van Jukuff,“ sprach er, wieder eintretend. „Sie versucht mich, Vorkehrungen zu treffen, daß ich eventuell über Nacht in Loschwitz bleiben kann! Ah, wir sind so weit“ —

Die junge Frau war voll Ungläubigkeit. „Aber, Fritzchen, schon?“

„Hm — hm — ja, Lottchen. Es kann sich etwas ereignen haben. Ja, ja, sicher! Denk' doch, der Sturz aus dem Auto, die Geschichten dann — ja, ja, da geht's nicht so klipp, klapp.“

Er sprach abgerissen und füllte derweilen sein Köfferchen mit allerlei Utensilien.

Offen war er nicht ganz. Seine ärztliche Ehrenhaftig-

keit war streng. So gern er plauderte — was seine Patienten betraf, konnte er stumm wie ein Stein sein.

„Bei allen Schwimmeln,“ rief er am Ende, „meine Sprechstunde! — Ach Gott, wenn wieder ein ganzer Mann zum Vorschein gelangt wie gestern und vorgestern, imponiere ihm mit der Mitteilung, daß ich zu einer wichtigen Operation gerufen worden sei!“

„Die Sprechstunde vergißt du nicht — aber daß ich den ganzen Abend mutterseelenallein bin“ —

„Wär' noch gekommen, Maus! Bist eine gescheite Doktorsfrau, sei auch eine tapfere! Und dann, sei froh über die Trennung: es sprießt die Saat für meine Kunst!“

Sein Spott kränkte sie ein wenig.

Er aber küßte und herzte sie und flüsterte ihr ins Ohr: „Und denk' an den eleganten Kinderwagen, Süße, den du am Altmarkt ausgestellt gesehen hast, den kaufen wir uns dann!“

* * *

Außer Doktor Elze befand sich auch eine GröÙe, ein Geheimrat und Professor der Obstetrik in der Villa Morf. Er kam und ging jeweils. Sein Automobil pufte bald her, bald weg, und die Töne der Vierklangtrompete schallten melodisch und merkwürdig fröhlich in den naßkalten Novembertag.

Den Nachmittag des Mittwoch, die folgende Nacht ging die bange Sorge um Jutta. Am anderen Tage mußte das Kind geopfert werden, um das Leben der Mutter zu retten.

Elze durfte am Morgen an keine Heimkehr denken. Wie die Sachen standen, konnte noch der ganze Tag verstreichen. Und wer weiß —

* * *

In der Nacht stellte sich Rauhfrost ein.

Unter dieser herrischen Naturerscheinung wurde die Welt eine andere. Es gab am nächsten Morgen nicht dürre Bäume und Sträucher und Gräser mehr, es gab märchenhafte Gebilde, und man wähnte, in einem glitzernden Kristallpalast zu leben. Die Bäume ungeheure, zu Eis erstarrte Polypen, die Stauden mächtige SträÙe aus Eisgeflock, die häßlichen Novemberrgräser schlanke, dichtgedrängte Eisblumen. An allen Gegenständen, Kanten, Stangen, Mauern hatte sich der Wasserdampf der Luft als Kristallbeslag gesetzt, sie gesäumt und umspinnen und wunderlich und wunderschön verwandelt.

Ueber dem wolkigen Weiß der Erde stand der klare Himmel, der gläsern-blaue, kalte Winterhimmel mit der kleinen, matten Sonne, die aus weiter Ferne her in mütterlicher Liebe ihre Strahlen sandte.

Die Villa Morf lag in ihrem Garten wie in einem zu Eis erstarrten Wald. Und in Totenstille. Die Stille ging durchs ganze Haus.

Die kranke, bis aufs äußerste erschöpfte junge Frau brauchte Ruhe.

Von dem Kinde redete niemand. Auch Frau van Jukuff kein Wort.

Sie räumte schwermütig die Liliputsächelchen von Batist und Spitzen in die Kiste und schloß das Kinderzimmer mit der weißen, englischen Wiege, das sie mit so großer Lust eingerichtet, und das Jutta zu ihrem stillen Entsetzen nie betreten hatte, vollständig ab, Fenster und Tür.

Ob man es je noch brauchte?

Nun gestand sie sich's: Jutta hatte dieses Kind nicht mit Freuden erwartet — vielleicht in dumpfer, banger Ahnung?

Und Morf?

Nach wichtigen Vorkommnissen streift man jedes Selbstbelügen von sich. Da ist man offen und wahr, auch gegen das eigene Empfinden.

Der Schwiegersohn hat sie stark enttäuscht.

Nach seinem Benehmen von einst hätte man denken können, er trüge ihre Tochter auf Händen, er vergöttere sie! Davon war jetzt keine Spur mehr zurückgeblieben.

Er war bis zum Uebermaß höflich zu seiner Frau; aber wo war die große Liebe hingerraten, an die man einmal glauben konnte?!

In diesen schlimmen Tagen hatte er sich merkwürdig genug aufgeführt. Keine Klage, keine Angst. Eine Art, als hätte er mit diesen Ereignissen nichts zu schaffen. Diese gereizte Abwehr, wenn man fragte! Der finstere, verbissene Hochmut, wenn man ihm klagte, dieses Aus-dem-Hause-Laufen in solchen Stunden! Und dann wieder die sichtliche Verstörung, die Unrast — rätselhaft!

Nun ja, sie wollte schweigen, nach ihres Mannes Rat sich nicht einmengen und sich nicht ins Vertrauen drängen.

Das Unglück mit dem Automobil hatte wohl der jungen Ehe einen Stoß versetzt. Jutta mochte die Schuld daran auf Wolframs Schultern geladen haben. Und dazu alles, was sie zu leiden und zu entbehren gehabt.

Jedenfalls war die Ehe anders geworden, als man zu hoffen berechtigt war.

Man mußte nun abwarten. Der einheitliche Herzschlag des ehelichen Lebens mußte hier schwerer erkämpft werden als bei ihr, die sie die Trägerin der größeren Liebe gewesen war. Das mochte als günstiger Faktor mitgeholfen haben, denn in den Händen der Frau liegt das Geschick des Hauses.

Sie kann ihr Heim mit Oede und Langeweile füllen und wird die Untreue züchten; sie kann es mit Frohsinn und Geist füllen und wird Licht und Heiterkeit verbreiten; sie kann es mit Liebe durchströmen, und die Liebe wird ihr zufließen, wenn die ihre gut und wertvoll ist.

Von keinem Pol aus kann der Mann so sicher gelenkt werden als vom häuslichen.

Durch die Umstände war Juttas Einfluß auf ihren Gatten gehemmt worden. Bei ihr hatte auch die gewaltige Liebe gefehlt. Darum brauchten sie länger, bis sie das eine Gleis fanden, in dem ein sich verstehendes Ehepaar zu wandeln hat.

Frau van Jukuff seufzte.

Sie hatte viel eingebüßt am gestrigen Tage. Außer der einen, schönen Hoffnung auch ihre unbedingte Zuneigung zu Morf.

* * *

Nach Neujahr stellten sich die ersten Besucher ein, die nicht mehr gut abzuweisen waren. Man wußte, die Baronin hatte sich von der schweren Krankheit erholt und war so weit wohl, wenn auch noch nicht fest und flott, schon wegen der fatalen Stöcke nicht, mit denen sie stets gehen mußte.

Man wollte die stolze Jukuff eben mit diesen Krücken sehen; man wollte die bemitleiden, die man so oft beneidet hatte; man wollte die simple oder besondere Neugierde befriedigen und einen Blick in Ehe und Heim des überraschend zusammengekommenen Paares tun; man wollte nicht gleichgültig und teilnahmslos oder unhöflich erscheinen — zahllose Beweggründe für einen Besuch in dem Hause, das man bis jetzt nur hatte von außen kritisieren können.

Aber wie wenige waren es, die mit reiner und ehrlicher Gesinnung durch das schmiedeeiserne Gartentor der Villa Morf schritten! Das Glück, auch das scheinbare, hat mehr Neider als Freunde.

Es schickte sich, daß oft sechs, acht und mehr Personen anwesend waren, die man des weiten Weges halber immer zum Tee dabeiholt.

Graf Landshoff blieb kein Ausweg; er mußte in den Salonanzug, wenn er nun nach langer Pause des Nachmittags wieder herbeikam. Einen saloppen Sportdreß hätte ihm der eine oder andere schlecht vermerkt. Er hütete sich, den Zorn der Sittenstrengen, Engherzigen, Kleinlichen zu wecken, denn er war nicht nur ein guter, sondern auch ein kluger Mensch.

HOTEL & PENSION SUISSE

Telephon 1721

Rua Brigadeiro Tobias Nr. 1 — S. Paulo

Telephon 1721

Vorzügliche Familienpension

Schöne Zimmer.—Grosser Speisesaal.—Vorzügliche Küche und Keller.—Pension mit Zimmer 5\$ pr. Tag
Bad — Elektrisches Licht — Billard.

João Heinrich.

Man konnte ihn einer absichtlichen Eitelkeit verdächtigen, so ungünstig wirkte seine muskelreiche, etwas verdrehte, wie aus den Gelenken gerissene Gestalt mit dem häßlichen Gesicht in den modischen, engen Kleidern, mit steifem Kragen und zierlicher Krawatte. Ein angezogener Affe! Nur der schöne Bart verbesserte ihn.

Mit ihm kam manchmal Konsul Currie.

Sie waren beide eines Tages in der Villa nebst einigen jungen Damen und einem älteren Ehepaar zusammengetroffen.

Man trank den Tee, gemütlich, ohne Zwang, aus blumendünnen Sèvrestäßen, nach Lust und Belieben, und placierte sich, wie man wollte, im Salon.

Jutta saß neben dem Teewagen, den Johzca hingerollt hatte, und ließ den Teekessel wippen, sooft eine Tasse hergereicht wurde.

In dem weißen Kleid, wie sie es so sehr liebte, fein und wallend, mit der Weiße ihrer Haut und der zurückgewonnenen Schlankheit sah sie aus wie eine Lilie. Der tiefe, feierliche Ernst, wie ihn Genesende so gern haben, träumte in ihren gedunkelten Augen gleichsam wie das verschwiegene Geheimnis eines Lillienkelches.

Ueber diese Augen wunderte sich jeder, der sie seit dem hochzeitlichen Apriltag zum erstenmal sah. Sie waren nicht mehr Jutta van Jukuffs stolze, helle, beherrschende Augen; diese Augen erzählten eine Geschichte, gemahnten an einen wehmütigen Vers, eine melancholische Ballade. . . .

Die Konversation drehte sich um Reisepläne.

Ein jeder glaubte, dringende Ursache zu haben, an die Riviera zu reisen, einen harmlosen Katarrh, eine eingebildete Bronchitis oder angesterngte Nerven in den wunderlinden, von blumigem Balsamduft und herbem Meeresatem erfüllten Lüften, bei abwechselnden, neuartigen Vergnügungen ausheilen zu lassen.

Soiréen und Jours hatte man bei allen Bekannten mitgemacht, man war nachgerade gesellschaftsmüde geworden. Noch einige vornehme Bälle — aber dann, wenn die von den Dichtern vielgerühmten Märzentage kamen, mit ihrem Veilchenduft, da man nur in Blumenhandlungen roch, die ihre Sendungen aus dem gesegneten Südfrankreich und Italien oder gar aus Treibhäusern bezogen — die Tage, mit den aus Schnee und Regen gemischten Wassersuppen in den Gassen, mit den brüllenden Stürmen, den ungestunden Nebeln oder, je nach Laune, mit der brennenden Sonne, die durch die kahlen, grünlosen Bäume protzte und mehr belästigte als erfreute — dann Valet! Dann auf nach dem Süden!

Den Fasching, d. h. die drei Narrentage, die so kläglich waren, wenn es regnete oder schneite oder der Wind die Gesichter blau blies, wollte man in Nizza verleben, wo man mittun konnte, weil die übrige vornehme Welt mittat. Denn die Stadt gehört den Fremden. Sie bringen das allmächtige Gold und den vielbewunderten Prunk und Glanz.

Den ziemlich großen Kreis erweiterten nach einer Weile noch die Jukuffs. Sie wurden heiter begrüßt, und Jutta ließ mit Zierlichkeit zwei frische Tassen voll Tee sprudeln.

Ihr Papa nahm gar nicht Platz. Ihm brannte etwas auf

der Zunge.

„Das. Neueste, das Allerneueste wissen die Damen und Herren noch nicht? Es hat niemand die gestrige Wiener Presse gelesen? Nein? Nun, hören Sie: Allermann, der Buffobariton, Sie alle erinnern sich doch seiner? Es ist ja kaum ein Jahr her, daß er fort ist von der hiesigen Oper — nach Prag?“

Er stand und sah umher, ob man auf ihn achtete. Natürlich erinnerte man sich seiner — sehr gut. Jeder nickte. Jukuff schaute in lauter Gesichter voll Spannung und Begier. Nur das seiner Tochter fehlte, denn Morf hatte sich erhoben und war mit der leeren Tasse in der Hand zu ihr getreten. Horchend stand er vor ihr und vergaß, sich einschicken zu lassen.

„Also, dieser Mensch, auf der Höhe des Ruhmes und im besten Mannesalter, hat sich vor einigen Tagen in Wien das Leben genommen.“

Ein leidvolles „Ah!“ der Damen hauchte durch den Salon.

„Ein solcher Tod war der Abschluß aller Ehren und allen Glanzes, die diesen gottbegnadeten Sänger umgaben! Er hat sich erhängt.“

Diesmal Laute des Entsetzens. Man sah den schönen, eleganten Mann, der als ritterlicher Nevers, als schmachtender Eschenbach als stolzer Gunther Ohr und Auge und Herz entzückt, am Strick hängen und schauderte.

„Ach, Himmel, was mag den Aermsten in den Tod getrieben haben?“

„Eine unglückliche Liebe?“

Die weibliche Phantasie geht gern auf romantischen Pfaden.

„Nervenzerrüttung, meine Gnädigen,“ antwortete der Konsul nüchtern. „In einem Anfall geistiger Störung hat er's getan.“

Die Köpfe wandten sich nach ihm.

„Wie, Sie wissen Genaueres?“

„Nichts von dem Ende; aber ich sah es so oder ähnlich kommen. Allermann war doch bereits als Alkoholiker und Morphinst bekannt, als er noch in Dresden war.“

„Davon hatten wir keine Ahnung.“

„Nun ja, man stört die Damen nicht gern im Verhimmeln,“ sagte er spöttisch und ungalant. „Und auch sonst vertuscht man derlei aus verschiedenen Rücksichten. Im engen Kreise wußte man's und bei seinem raschen Austritt hier sickerte auch manches weiter. In dem lebenslustigen, reichen Prag ist's dann noch übler mit ihm geworden. Er kam letzten Sommer nach Levico, für den ärztlichen Blick mit den typischen Anzeichen des rettungslos Verlorenen, und die Kur, wie er sie gebrauchte, ohne nur ein Nennenswertes von dem zu lassen, was ihn ruinierte, hätte auch nicht viel genützt, wenn es noch besser um ihn gestanden haben würde. Die Aerzte konnten kein Wunder vollbringen, wo alle Willenskraft und alle moralischen und ethischen Kräfte auf die Neige gingen und schier nur mehr die tierischen Instinkte Geltung hatten. Jedenfalls geriet er auch noch der Not in die Fänge, denn in Prag war man gezwungen, ihn ebenfalls fallen zu lassen, und Ersparnisse hat er kaum gemacht bei seiner Lebensführung.“

„Aber mein Bester, solch ein Mensch hat doch Freude.“

„Solch ein Mensch sinkt so tief, daß er Freundschaft nicht

mehr verdient und sie nicht mehr würdigt und sie eigensinnig auch nicht mehr will. Gewiß haben ihn auch Freunde materiell unterstützt. Aber was bedeutet das? Die böse Stunde nahte sowieso, in der das letzte Partikelchen gesunden Hirns angefressen war und sich wehrte, die Funktion zu vollführen. Und da tat er's, und es war wohl das allerbeste.“

Das letzte Wort brachte er kaum heraus. Er hatte mit einem Blick Landshoff gestreift, und da fiel ihm unter Siedehitze der „Klatsch“ ein.

Wenn nun wahrhaft etwas daran gewesen war?!

Und seine Augen machten den gleichen Weg, den die des Grafen längst eingeschlagen hatten: sie lenkten sich dahin, wo die junge Baronin saß — trafen jedoch nur Morf, der noch immer vor ihr stand, eifrig den Zwicker putzend, und seine Gattin ganz verdeckte. Erst jetzt wandte er sich um und ließ sich frischen Tee einschenken, was Jutta mit stiller Gelassenheit vollbrachte. Durch ein Ungeschick veranlaßt, goß ihn Morf sogleich wieder aus, so daß er über Juttas weißes Gewand rann.

Das gab nun eine störende Szene mit Schrecken und Entschuldigungen, und die Baronin eilte hinweg, um die Toilette zu wechseln.

Als sie nach zehn Minuten zurückkam, hielt Morf etwas wie einen Vortrag. Mit Lebhaftigkeit, die an ihm fremd war, erzählte er eine Reiseepisode, eine Begegnung seines Vaters mit dem jungen Bismarck, die den später so Gewaltigen überaus charakterisierte.

Es gibt Namen, die wirken auf die Mehrheit faszinierend. Beim bloßen Klange verfällt ihnen Gehör und Aufmerksamkeit. Und das geschieht heute noch bei Nennung des an Millionen Freunden und Millionen Feinden reichen großen Toten.

Niemand hatte Blicke für Jutta, außer Landshoff und Currie ein paar scheue, spähende. Sie gingen leer aus. Blässer als blaß konnte dieses Cherubsgesicht nicht werden, auch kaum ernster, als es fast immer war.

* * *

Die Gäste hatten die Villa verlassen. Morf suchte, nachdem er den letzten hinausbegleitet, sein Zimmer auf — ein ernsthafter Raum, fast eine Bücherei.

Einige wertvolle Statuetten standen an geeigneten Plätzen, auf dem Diplomatentisch ein mächtiges Tintenzug, ein Kunstwerk, ein Silberblock, zu dessen Füßen aus gleichem Material ein Bachbett ausgestrichelt war, täuschend mit dem ziehenden Wasser, an das Löwenpaar zur Tränke kam. Daneben lag der Tisch einen Gaukler, der die glühende Elektrobirne hielt.

Was außer der Bücherfülle auffiel, waren etliche fremdartige Dinge, die da und dort hingen und standen: ein Glaskasten mit Schmetterlingen, deren Größe und samtene, irisierende Flügel die indische Heimat bekundeten; eine bunte, kleine Tonfigur, einen Wasserträger darstellend, wie man sie durch die Städte des Orients wandern sieht, gebückt, nacktfüßig, mit dem Lederschlauch auf dem Nacken; ein Rückenkratzer mit Elfenbein, der, statt dem feisten Rücken eines Zenanabesitzers oder dem zarten Fleisch einer Bajadere wohlthuend zu nützen, tatenlos als Kuriosum hier auf einer Tischplatte sich langweilte; ein Buddha; ein Fahnenfächer aus Pfaufedern und schillernden Kaferflügeln; eine gestickte Mütze aus Mapillawolle, auf der grelle Farbenkontraste zu bewundernswerter Harmonie vereint waren.

Diese Mütze glitt vom Nagel, als Morf rasch hin und her ging und mit der Schulter daran streifte.

Er hob sie empor und hielt sie gedankenvoll in den Fingern. Bei ihrem Anblick tat sich vor ihm eine blaue, mit Geld durchstohlte Weite auf, mit wundersamen Tempeln, die einer schön in ihrem Prunk, die andern in ihrem maleurischen Verfall; eine Weite mit königlichen Bäumen, mit

stillen Gewässern beschenkt, auf denen rosenrote, heilige Nelumboblüten bei Nacht die Kelche öffnen, angebetet von schlanken, braunen, kindlichen Menschen, von solchen, die tags halbnackt in feuchten Reisfeldern schaffen oder reich bekleidet in Gärten und dem bewegten, kühlenden Pankha liegen und träumen, wovon alle Menschen in allen Teilen des Erdballs träumen: vom Glück, von Ehren und Reichtum, von der Liebe . . .

Und ein blütenjunges, brünettes Frauengesicht erhob sich vor ihm, die braunen, flinken Augen voll Heiterkeit, der Mund voll Lust, in den Wangen die Grübchen des Frohsinns, Mutwillen die ganze, kleine, rundliche Gestalt.

Nichts war ernsthaft gewesen an diesem Weibe als das Haar. Die Fülle, die Länge, die dunkle Farbe ließen es wie eine Wolke erscheinen, die über einem sonnigen Bilde lag und es beschwerte. Es verursachte Mrs. Brown zurzeit auch genügend Kopfschmerzen.

Auf dieses Haar hatte er einmal im Scherz diese Mütze gesetzt, und das holde Leben in dem hellen, flatterigen Batistkleidchen führte darob einen Wirbeltanz vor Vergnügen auf.

Eine andere Zeit!

Seine Brust atmete schmerzlich.

Vor nahezu zehn Jahren hatte er eine Weltreise gemacht und sich über ein Vierteljahr bei einem englischen Beamten in Lahaur aufgehalten. Mrs. Brown war seine Gattin, eine Gattin, um die er zu beneiden war.

Morf hängte die Mütze auf den alten Platz.

Dann nahm er ein Buch aus einem der Regale, mit zielicher Hand, ohne hinzuschauen — einen kleinen, roten Band Feuchtersleben. Der frische, heitere Philosoph mit dem Strahlenschein des Idealismus hat ihn schon oft gekräftigt in trüben und zweifelvollen Stunden.

Die Diätetik der Seele!

Er setzte sich damit, schlug es auf und schöpfte zwischen den Tagebuchblättern, hier und dort eine Weisheit, eine Labung sammelnd.

„Wie im Auge des Menschen ein Punkt ist, der nicht sieht, so ist in seiner Seele ein dunkler Punkt, der den Keim zu allem in sich schließt, was uns von innen heraus untergraben kann. Es kommt alles darauf an, diesen Punkt in sich durch Klarheit, Frohsinn und Sittlichkeit zu beschränken — daß er, solange wir leben, unsichtbar bleibe. Wird ihm Raum gegeben, so breitet er sich weiter aus: ein Schatten wirft sich über die Seele, und die Nacht des Wahnsinns bricht endlich über uns Unglückliche herein.“

Morf strich sich über die Stirn, auf der weiß und scheinend das Licht glänzte, als fühlte er einen Schatten dahinter, den die Finger fortzustreifen vermöchten. Und er las weiter: „Ebenso gibt es auch in der Seele einen lichten Punkt, ein tiefstes, innigstes Plätzchen der Stille, der Helle, wohin kein Sturm und keine nächtliche Gewalt zu dringen vermögen. Wir können und sollen uns dahin flüchten, darin heimisch sein, es retten, bewahren, auszubreiten suchen. Selbst der Wahnsinn läßt ja — wie Jean Paul sagt — der Seele noch diese ewig lichte Stelle.“

Er ließ das Buch sinken.

Wie schön! Aber wo mußte er sie bei sich suchen, diese ewig lichte Stelle? War's ihm nicht, als habe er eine solche in einem längst vergangenen Einst besessen, als sei nun eine schwarze, schwere Verfinsterung darauf herabgesunken? Und dahinter lag es, leer und verwaist, das tiefste, innigste Plätzchen der Stille . . .

Sein Auge schweifte auf die andere Seite:

(Fortsetzung folgt.)